Biogr.
1114
g
l

~~3) 1. 4~~ 2.
Biogr. 1114 y
Steiner

Wernher Steiner,

Bürger

von

Zug und Zürich.

Eine Einladung zur Jubelfeyer der schweizerischen Reformation.

Von

Melchior Kirchhofer,

Pfarrer zu Stein am Rhein, Cantons Schafhausen.

Winterthur,
in der Steinerischen Buchhandlung.
1818.

33

Von wegen den Worten deiner Lefzen han ich gelitten hertiglich. Psalm XVII.

Wahrheit ist uf der Straß niedergefallen und das lauter und klar mag nit herfürkommen, ja die Wahrheit wird gefangen gleit und welcher sich vom Bösen zücht, der muß beraubt werden. Jesajas LIX.

W. Steiners Ueberschrift vor der Geschichte seiner Auswanderung.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Bayerische Staatsbibliothek München

Dem

vielgeliebten Vater

Herrn

alt Conrector und Spithalpfarrer

Melchior Kirchhofer,

als

Angebinde zu seinem nahen drey und achtzigsten Geburtstage

kindlich

gewiedmet.

Nie drück' der Jahre Zahl Dein graues Haupt darnieder,
Nie banger Sorge Last;
Die Liebe erndte stets im Kreis der Kinder wieder
Die Du gesäet hast.

Noch lange werde nicht der Jahre Reih geendet,
Noch lange weich der Schmerz
Der Trennung, und die Hand, die Heil und Segen spendet,
Beglücke stets Dein Herz.

In tiefem Schlummer lag die Menschheit. Das Göttliche war verborgen oder, wo es aus frommen Herzen hervorquillen wollte, wieder zurückgedrängt von dem Schlamm der Unwissenheit und Unsittlichkeit. Wer das bessere kannte, mußte schweigen, oder wenn er es wollte, so hieß er ein Träumer oder gar ein Empörer gegen Gott und die Kirche, und es wurde als Verdienst betrachtet ihn aus der Reihe der Gläubigen und Lebendigen zu vertilgen. Eine Gewalt von Sterblichen ausgeübt aber fast übermenschlich, weil sie den Namen des Ewigen mißbrauchte, den sie nicht kannte oder höhnte, hatte sich der Gewissen bemächtiget und sprach als zu Unmündigen, die sie leitete nach Willkühr und Eigennutz, um an dem alten künstlichen Bau immer neue Pfeiler aufzuführen, und es unmöglich zu machen, daß irgend eine Kraft denselben überwältige. Vor dieser Gewalt bogen sich Herrscher und Völker und sahen an das irdische Machwerck mit Blicken der Demuth herauf wie an einen heiligen und göttlichen Tempel. Als die Gewalt wie der Glanz

und der Uebermuth mit der Pracht stieg, als nur eine Stimme gelten sollte auf Erde, als Furcht und Zwang die Bande der Liebe und des Vertrauens lösten, als der Geist sich ganz umschlossen und aller Freyheit zu denken und handeln beraubt fühlte durch kirchliche Gebote und Verbote; als versucht wurde auszulöschen, was die ewige Wahrheit den Menschen in's Herz legte und in heiliger Schrift ausdrückte, als der Glaube vom Gewand des Aberglaubens überkleidet verschwand, und die Ausspender der göttlichen Gnade zum Kauf ausstellten, was Gott umsonst anerbot, als nur noch eitles todtes Blendwerk glänzte und nichts herzliches oder geistiges mehr den Menschen ansprach, da erwachten Einzelne, und ihr Ruf erklang um so viel lauter, weil sie durch die Feuer- und Bluttaufe erprobt als vollgültige Zeugen und Märtyrer für die himmlische Wahrheit sich beurkundet hatten. Auf's neue wurde wie im Anfang des Christenthums klar, Kreuz, Feuer und Schwert könne wohl den Mund der Wahrheit aber nicht die Wahrheit tödten. Dringender baten nun alle im Druck ihrer Gebundenheit: O Gott! erlös' die Gefangenen. Die Erfüllung kam, nachdem im Großen und Kleinen die Vorbereitungen der göttlichen Vorsehung getroffen waren und was die größten Herrscher nicht ver-

mochten, das gelang Einzelnen ohne Schwert und Waffen, und doch gedrängt von dem höchsten Widerstand. „Das Wort Gottes thut sich auf in Mitten aller Bosheit, damit erkannt werde, daß es der Handel Gottes ist, der sein Geschöpf, so er mit seinem Blut erkauft und bezahlt hat, nicht will verloren gehen lassen (Zwingli).“ Die Unmündigen wurden mündig, das Stillschweigen brach. Mitten unter dem Volk standen Männer auf, beredt, kraftvoll, begeistert von der großen Sache, die sie führten, den Funken zur reinen Flamme anregend, der schon lange in der Brust von Tausenden glomm. Sie sprachen vom Herzen an's Herz; sie gewannen Hohe und Niedere, weil sie nichts für sich suchten und alle Anträge verschmähten, die sie erhoben und die christliche Lehre erniedriget hätten. Nicht sich stellten sie hervor sondern Gott, nicht menschliches Verdienst sondern die Leutseligkeit und Menschenfreundlichkeit Christi. „All meine Arbeit und Unruh, sagt Zwingli, streckt sich dahin, daß alle Menschen recht erlernen, was große Gnade und Heil der Sohn Gottes uns geben hab, daß alle Zuflucht zu Gott werde gehabt durch das theure heilige Leiden Christi, daß seine Lehre hervorgezogen und der Menschen (Lehre) hinter sich gethan werde, daß jene unvermasget, unvermischt und lau-

ter bleibe." So leiteten die Reformatoren die Verbesserung ein, den Segen und die Vollendung überließen sie Gott. Sie vollbrachten nicht alles, was sie wollten, denn sie konnten nicht gegen Finsterniß und Irrthum, gegen Sünde und Laster streiten ohne gegen Menschen zu streiten, die dadurch gereizt und in ihrem irdischen Treiben und Gewinn vielfach gefährdet auf den Kampfplatz traten und feindlich das Werk der Verbesserung anfielen. So wurde Bitterkeit, Zwietracht, unheiliger Eifer unter den guten Saamen ausgestreut, und es kostete nun doppelte Anstrengung das Beste zn erringen. Das zu bedenken und in der Erinnerung zu feyern, durch welchen großen Kampf das Licht erworben wurde, das uns erleuchtet; die Wahrheit, der wir uns freuen; die Freyheit von dem Gewissenszwang, die wir genießen; die Erlösung von so manchen schweren Satzungen, die unsere Väter banden; das verlorene aber durch Jesus uns geschenkte Vorrecht, Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten: das mit allen seinen Folgen zu überlegen ist der eintrettenden Jubelfeyer angemessen und würdig. Wem jene Güter als das kostbarste Eigenthum seines Geistes werth sind, wer den allein auf die heiligen Schriften gegründeten Glauben, den er von seinen Vätern als das beste Erbe erhalten

auch als einen unveräusserlichen Besitz auf die Nachkommen fortpflanzen will, der wird sich freuen, daß sein Leben nicht allein in die Tage fiel, in denen er selbst einen großen Kampf für das Heiligthum der Völker glücklich führen sah, sondern auch in die Zeit, in welcher das Gedächtniß an eine der wichtigsten Begebenheiten in der Welt und Religionsgeschichte ausserordentlich gefeyert wird. Der Sieg der Wahrheit ist wie der Sieg der Freyheit ein allgemeiner Triumpf auch für die, welche noch unter dem Joche schmachten, da in der Wahrheit und Freyheit anderer ihre künftige Erlösung aufblühet. Das Andenken an die Streiter für Wahrheit und Recht ist ein Zoll der Achtung, die ihnen gebührt, ob wir gleich nach ihrem Willen ihre Namen nicht überschätzen und nie vergessen sollen, wessen Werkzeuge sie gewesen sind. Unsere Feyer ist nicht zuerst eine Feyer Zwinglis und seiner eben so gläubigen als muthvollen Freunde. Wir feyern das Werk, das durch sie vollbracht wurde, nicht den Tag, an welchem Zwingli seine erste Predigt that, sondern den Tag, an dem er zuerst Gottes Wort predigte und das verborgene Licht wieder auf den Altar stellte. Nicht Zwinglis Verständigkeit und planvolle Thätigkeit oder Luthers hinreissende Kraft, die Gewalt

der Schrift that solche Wunder. „Was wäre meine Rede, sagte jener, wo möchte sie jemanden auf den Weg Gottes bringen, wo nicht der Geist und die Kraft Gottes alle Dinge wirkten." Wir feyern nicht den Sturz des Gebäudes, das die Reformatoren niederrissen; aber den Bau, den sie aufführten, und dessen Vollendung sie den Nachkommen überließen, um denselben immer genauer nach dem Worte Gottes einzurichten und auch das wieder niederzureissen, was etwa in ihrem Bau dem göttlichen Worte nicht gemäß seyn sollte. Wir feyern die Zeit, in der so viel Glaube, Muth, Kraft, Geist und Erleuchtung sich offenbarte, um uns selbst wieder zu erheben und zu bewahren vor manchem Aberglauben, der uns anficht; vor mancher Feigheit die uns zurückhalten will, die Wahrheit in allen Dingen und gegen jedermann zu behaupten; vor mancher Schwäche, die uns zu entnerven und zu überspannen sucht; vor allem geistlosen Geschwätz und übermystischem Dunkel, das wie faule Dünste hie und da das Erdreich bedecket. Wir feyern das Andenken an die Verbesserung des Glaubens und der Sitten, um uns zu ermuntern nach dem Vorbild der Stifter der Reformation zuerst uns selbst zu verbessern und uns so zu erleuchten, daß Glaube und Ver-

stand als unzertrennliche Gottesgaben immer mit einander im Bunde gehen und wir mit bescheidenem, klugen und unerschütterlichem Muthe Hand an die gemeine Verbesserung legen, wo es nur immer fehlt, daß weder die geistigen noch sittlichen Schranken überschritten werden und der Irrende zur Wahrheit, der Wankende zur Festigkeit, der Erbitzte zur Besinnung, der Unwissende zur Erleuchtung, das verwundete Gewissen zur Heilung, das geängstigte Gemüth zur frohen Gewißheit seiner Erlösung und so alle zum Erbtheil der Heiligen im Licht gelangen. Wir feyern das Fest der christlichen und kirchlichen Duldung und Liebe, niemand an uns ziehend und niemand von uns stoßend, der nicht mit uns auf die gleiche Weise nach seinem Heile ringt, und freuen uns des Lichtes des Evangeliums, das als ein Gemeingut und als glückliche Folge der Reformation über so viele verbreitet wurde, die nicht einmal ahnen, woher ihnen dieser Segen kommt. Solche Duldung und Liebe lehrten schon unsere Glaubensverbesserer. „Wer, sagt der straßburgische Reformator Wolfgang Fabritius Capito, könnte denen feind seyn, so aus einfältiger Gelassenheit anderen und den Alten mehr weder ihnen selbst Glauben geben; wer denen, die viel lieber

beschwert bleiben, weder durch gemeine Bewegung Ringerung begehren; wer den wahren rechtschaffenen Israeliten unsern Mitbrüdern, die als Christenleut leiden und niemand zu beleidigen bewillt seyn?" Wir feyern ein Fest des Friedens, niemand die Vereinigung anbietend aber zum voraus und schon lange mit allen vereint, die das Gebäude ihres Glaubens auf den gleichen Grund der Schrift aufführen und so Gott geben, was Gottes ist. Wir scheuen keine Gemeinschaft und tretten vor keiner Gemeinschaft mit denen zurück, die das Wesen höher halten als die Form und die Einheit des Herzens vorzüglicher als die erkünstelte. Wir feyern das Fest des Glaubens, da die Reformatoren sowohl dem Unglauben als dem Aberglauben entgegen arbeiteten und also auch das Fest unsers Glaubens, um öffentlich zu zeigen, daß wir diesen Glauben behalten, unsere erworbenen Rechte nicht aufgeben, in geistigen Dingen keinem menschlichen Ansehen huldigen, allem Gewissenszwang uns widersetzen und ungebunden an veränderliche Formen immer das erwählen wollen, was der von Christus gegründeten Kirche am nächsten kommt, im Vertrauen auf den, der sein Wort uns gab und durch dasselbe immer alles verdrängte, was ihm entgegen war,

wie tief es auch durch seine Dunkelheit oder durch seinen Schein die Gemüther ergriff. Wir feyern das Fest der Vervollkommnung im lebendigen Kampfe mit allem begriffen, was an der Vervollkommnung uns hindert, entweder durch gewaltsame Hemmung und Unterdrückung unserer geistigen und sittlichen Kräfte oder durch den Wahn schon erreicht zu haben, wornach wir während unsers ganzen Lebens trachten sollen. Zu einer solchen Jubelfeyer der Freyheit des Glaubens und der Vervollkommnung darf uns wohl die Geschichte eines Mannes einladen, der Zeitgenosse der Reformation und ergriffen von derselben nach der Freyheit des Glaubens und Gewissens rang und die theursten irdischen Güter aufopferte, um an dieses schöne Ziel zu gelangen. Frey wollte er seyn, frey leben nach seinem Glauben, frey die evangelische Gottseligkeit üben, unbeschwert von allem, was die heilige Schrift und sein Gewissen nicht gestattete. Und so muß auch die Jubelfeyer uns ermuthigen, unsere christliche Freyheit zu suchen und zu gebrauchen, nicht in Ausübung von Freyheiten, die alle kirchlichen Bande lösen, nicht in Absonderung oder Austritt aus der Kirche, weil sie in der Wirklichkeit nicht ohne Mackel ist, weder in kalter Herzlosigkeit noch in einer versengenden Wärme,

sondern als Christen und ächte Glieder der reformirten Kirche durch eben so freye als sorgfältige Prüfung, daß wir alles mit dem Worte Gottes vergleichen, durch freye Thätigkeit das Wohl der Kirche befördern, durch den Muth weder Widerstand noch Spott zu achten, wenn es die Verbreitung der Gottseligkeit gilt, durch das erhabene Gefühl, Glieder einer Gemeinde zu seyn, deren Haupt Christus ist, durch die freye brüderliche Vereinigung mit den Wägsten und Besten und durch Anstrengung aller Kräfte, daß das Reich Gottes über die Reiche der Welt erhaben und sichtbar werde an den Einzelnen, in den Haushaltungen, in den Gemeinden, in den Rathstuben und auf den Kanzeln, daß nur ein Geist uns regiere, der Geist der Wahrheit, der Kraft, der Liebe und der Zucht, und unter uns aufblühe wie in der ersten apostolischen Kirche „die Lehre, das Gebet, das Brodbrechen, die Taufe, Bekenntniß, Reue, Buße und Verzeihung der Sünde, daß nichts nothwendiges uns mangle und wir durch die That erzeigen, „Gott wolle nicht mit äusserm Schein verehrt seyn, sondern mit Glaube, Liebe und Unschuld im Geist und in der Wahrheit." (Zwingli.)

Wernher Steiner.

Das Leben der Reformatoren, zu einfach um diejenigen an sich zu ziehen, welche in neuen oder alten Legenden und Romanzen immer abwechselnde Bilder für ihre Phantasie suchen, stellt dem aufmerksamen Beobachter Beispiele des Glaubens, des Muthes und der Aufopferung vor Augen, die nicht genug bewundert werden können, da der Heroismus dieser Männer ihrer Gemüthlichkeit nicht den geringsten Eintrag that. So scheinbar hart sie bisweilen auftraten, so zart waren ihre Gefühle und ihre Liebe so groß, daß sie Entbehrung und Schmerz nicht achteten, um das entstellte oder vergessene Heilige wieder in die Herzen ihrer Brüder zu pflanzen. Mit dem Glauben verbanden sie die Wissenschaft, die heiligen Studien zuerst, die sie zur nähern Kenntniß der göttlichen Schriften führten, und die Erhabenheit der Poesie, durch die sie vor Gemeinheit und starrender Kälte bewahrt wurden: Ueberhaupt waren ihnen die Beßten der alten Zeit bekannt, die, nebst der Achtung, mit der sie alles Wissenswürdige betrachteten, und der Unverdorbenheit, in der sie sich erhielten, ihnen eine Kraft verliehen,

die sie nicht zur Schwäche schwärmerischer Weichlinge herabsinken ließ. Diese Kraft gieng auf alle diejenigen über, die thätig oder leidend ihr Werk beförderten und als Mitarbeiter oder Freunde sich an sie anschloßen. Viele derselben sind uns unbekannt und andere wurden vergessen, da die stillsten Verdienste oft am ersten übersehen werden, aber immer lohnt es sich der Mühe die Männer hervorzuziehen, die das Glück genoßen Vertraute eines Zwinglis, Luthers, Melanchthons zu seyn. Ihr Licht, auch bisweilen ihr Schatten, gieng auf ihre Freunde über, und wahrhaft große Seelen sind nie mit gemeinen verbunden. Manche mußten zwar wegen dieser Freundschaft viel erdulden. Schon die bloße Bekanntschaft mit den Helden der Reformation galt in den Augen ihrer Gegner für ein schweres Verbrechen, daher die Beständigkeit an der gemeinsamen Sache sowohl als an den Freunden größern Werth erhielt. Ein höheres Band als bloße freundschaftliche Zuneigung und Anerkennung gegenseitigen Werthes umschlang die Geweihten. Sie waren durch die christliche Liebe mit einander verbunden, und diese ihnen so heilig, daß sie dieselbe lieber durch die That als durch versinnlichende Worte und Bilder andern einprägten. Solche Freunde hatten die Reformatoren um und neben sich, die, was diese im Großen wirkten, in kleinere Kreise übertrugen. Unter allen Umständen waren diese Gehülfen am ersten geborgen, weil sie an die größere Kraft derer sich halten konnten, von de-

nen sie ausgiengen. In oft trauriger Lage befanden sich hingegen die Freunde der evangelischen Wahrheit, die entfernt von ihren großen Vorbildern lebten, und so vereinzelt standen, daß sie, von erhitzten Gegnern angefochten und von Auflauern umringt, den Rath und Trost der christlichen Freundschaft entbehren mußten. Wer hätte vermocht, unter unausgesetzten Drangsalen und von immer neuen Stürmen bedroht, den Muth und Glauben solcher Zerstreuten und Vereinzelten zu erhalten, wenn sie nicht von dem Geiste, der alle belebte, beseelt worden wären? Die Schicksale eines solchen verlassenen Freundes der Wahrhrit aus der innern Schweiz, die er größtentheils selbst erzählt, dürften um so viel theilnehmendere Leser finden, je unverdienter dieselben waren und je größere Schonung der Angefeindete seinen Gegnern erzeigte, deren Namen er oft um ihrer Ehre willen verschwieg. Schon viele fragten nach den Ursachen, welche das Eindringen der Reformation in die Ur-Cantone hinderten, und manche Gründe wurden angeführt, die viel von ihrem Gehalt verlieren, sobald die Beispiele von der Wahrheit der Glarner, Appenzeller, Toggenburger, Bündner und einiger Bernerischer Thäler entgegengesetzt werden. Weder das Hirtenleben, noch die Verschmelzung des National-Heldenmuths mit den kirchlichen Heiligen bewirkten dieses Zurückbleiben. Das Hirtenleben stellt der Einbildungskraft in dem weiten unübersehbaren Raum des Himmels und der Erde, in dem colossa-

len Bau und den wunderbaren Formen der Gebürge, in dem Glanz des ewigen Schnees und dem erhöhten Grün der Alpen zu große Bilder vor Augen, und der hohe Standpunct der Hirten, verbunden mit der reinen Luft, die sie einathmen, schärft ihr Nachdenken, und macht Viele allzusinnig, als daß ihnen der Flitterstaat der Kirche so unentbehrlich wäre; auch hat die protestantische Schweiz nicht weniger ihre verehrten Helden und Denkmale. Die Gefilde von Murten und St. Jacob sind eben so geweiht wie die Anhöhen am Morgarten. Weder der Beruf, noch die Verfassung stand der Reformation im Weg. Andere Hirtenvölker und die noch freyern Bündner nahmen sie mit Freude an, aber die Hauptneigungen der innern Schweizer waren auf andere Dinge gerichtet, und die alles vermögenden Führer fehlten.

Wernher Steiner von Zug wurde gebohren den 20 Jenner 1492. Seine Eltern waren Wernher Steiner und Margaretha Züricher. Noch kein volles Jahrhundert waren die Steiner Bürger der Stadt. Kriegerischer Muth beseelte sie; in der Noth des Vaterlandes fehlten sie nie und retteten die Freyheit oder Ehre durch Blut und Tod. Hans und Rudolf fielen in dem ungleichen aber siegreichen Kampf gegen die Lombarden bey Arbedo (1422). Ulrich, der Großvater Wernhers, focht mit seinem Sohn, Wernher, gegen den Herzog von Burgund, und wurde bey Grandson erschlagen. Nach errungenem Sieg war

der über den Tod des Vaters erbitterte Sohn einer der ersten, der mit den rächenden Bernern und Freyburgern das Schloß Grandson bestürmte. Sein Feuerbrand zündete die Veste an. Bey seinem Volk erhielt er ein so großes Ansehen, daß ihm bald im Krieg und Frieden die ersten Stellen anvertraut wurden. Mit andern Eidgenossen half er den neuen kirchlichen Vertrag mit dem Bischof von Constanz schließen (1493) und führte die Zuger an gegen die verschiedenen Heerhaufen des schwäbischen Bundes. Als die Lucerner und Zuger dem Kampfplatz auf den Gefilden bey Dornach sich naheten, und Flüchtlinge die Anrückenden durch Beschreibung der Gefahr erschüttern wollten, sprach der Führer Wernher Steiner: „Zu ewiger Schmach müßte es uns dienen das Gefecht zu hören und nichts zur Rettung zu thun. Noch sind die Eidgenossen nicht überwältigt oder sie haben den Feind ermüdet, daß wir sie leicht rächen können. Folgt mir nach, wackere Männer!“ Von gleichem Muthe beseelt sprengte sein Mitbürger, der Dekan Schönbrunner, voran mitten unter die Bedrängten, und rief ihnen zu: „Tapfer, ihr Eidgenossen! Eure Brüder von Lucern und Zug sind da.“ Die unerschrockene Hülfe entschied das Treffen, es wich der Geldernsche Haufe, die welsche Garde wurde erschlagen oder floh, das Panner von Straßburg sank und der junge Wernher sahe den Vater an der Spitze seiner Helden siegreich in Zug einziehen. Bald nach dem schwäbischen Kriege wurden die

Verdienste des Tapfern mit der Würde eines Ammanns, der höchsten in dem kleinen Staate von Zug belohnt. Von der Zeit an erscheint er oft als Anführer oder Bote im Nahmen seines Standes. So warb er einmal in Schafhausen mit hoher ernstlicher Bitte um Reliquien für die durch die Freygebigkeit des Pfarrers Johann Eberhard gestiftete Kirche St. Oswalds. Der Abt des Klosters Allerheiligen betrachtete die treffliche Botschaft und ihr dringendes Ansuchen. Mit gutem Willen gab er ihnen ein Stück von dem Haupt St. Oswalds, „daß der Himmelsfürst desto fürer geehret „und der ehrbaren Leuten von Zug Andacht, so „sie zu ihm haben, gemehret werde.“ Eine ähnliche Botschaft führte den Ammann Steiner nach St. Gallen, um einen Partikel von dem Arme des heiligen Mangs abzuholen. Immer mochte es für seine Knaben eine Freude seyn, wenn der Vater als Sieger oder mit solchen Segnungen geschmückt heimkehrte, und von seinen Mitbürgern im Jubel und mit feyerlichem Glockengeläute empfangen wurde. Wernher wurde dem Dienste der Kirche bestimmt. Wo er studierte übergehet er ganz mit Stillschweigen, ob in oder außer dem Vaterlande, ob auf Unkosten des begüterten Vaters oder als Stipendiat des Papstes oder eines andern Fürsten. Solche Vergünstigungen wußten die oft nur allzusehr verpflichteten Führer auch zuerst zu benutzen. Wo er seine Studien, die er nach dem Zeugniß seiner Zeitgenossen mit großem Eifer betrieb, an-

fangen oder vollenden mochte, so sahe er vor und nach denselben als Knabe und Jüngling in dem väterlichen Hause den zunehmenden Glanz eines schweizerischen Standes-Hauptes, der durch den großen Einfluß, den sein College, der Ammann Johannes Schwarzmurer, auf die allgemeinen Verhältniße hatte, wahrscheinlich noch gesteigert wurde. Dieser, wie jeder vorzügliche schweizerische Geschäftsführer, gab dem kleinen Zug eine vorübergehende größere Bedeutung. So wie der Zugerische Landbürger, Hans Waldmann, in Zürich, so stieg der Züricher, Johann Schwarzmurer, in Zug in kurzer Zeit empor. Das Glück hatten beede gemein, auch die Gewandtheit in Geschäften und die Benutzung der Verhältniße, nur wußte Lezterer sein günstiges Schicksal bis ans Ende zu fesseln; sonst glaubten manche Zuger Zürich habe ihnen den Waldmann in dem Hochgeehrten Ammann vergolten. Ihn stellten die Länder voran, wo am meisten Reichthümer und Glanz einzuerndten waren. In den mayländischen Händeln war er nicht der mindeste. Die Verwicklungen und die Streitigkeiten der Zeit erhoben die ersten Magistrate der Schweiz zu den einflußreichsten Männern, um deren Gunst die Fürsten und ihre Gesandten buhlten. Pensionen, Geschenke und Versprechungen wurden nicht gespart. Auf einem solchen Grund, der Einzelne erbaute und das Vaterland erschütterte, mochte der Wohlstand beeder Ammänner von Zug beruhen. Von Schwarzmurer giebt es unser Wernher deutlich zu verstehen,

als Sohn durfte er nur das gemeine Verderben beklagen. Wie sehr er dasselbe kannte, beweist die Parthey, die er nachher ergriff, und der Haß der Pensionairs, den er sich zuzog. Die ersten Schicksale, die uns Wernher Steiner, der Sohn, von sich erzählt, waren wohl die furchtbarsten in seinem ganzen Leben. Er wohnte dem schwersten Kampf bey, den die Schweizer damals fochten. Schon im May trug sein Bruder Michael die Fahne von Zug über den Gotthard; ihm folgte im Juni der zweite Haufe, von dem Ammann Schwarzmurer geführt; im August brach unter dem Ammann Steiner die dritte Schaar auf. Den Vater begleitete unser Wernher als Feldprediger oder Freywilliger, um nicht allein zurückzubleiben, da auch sein Bruder Hans ausgezogen war. Ihn bewegte weder der erste heftige Scharmützel, noch die beredte Zunge des Cardinals von Sitten, der den anrückenden Eidgenossen den gegen Frankreich geschlossenen heiligen Bund erklärte; aber als der glarnerische Leutpriester, Huldrych Zwingli, auf dem Markte zu Moetsch predigte, was dem Vaterlande fromme und vor Schaden und Unehre bewahre, wurde er ergriffen, und oft behauptete er, damals und nachher wäre viel Unglück verhütet worden, wenn man diesen trefflichen Warnungen gefolget hätte. Der äußere Einfluß und der Wahn der Unüberwindlichkeit erstickte alle Warnungen und riß die Verblendeten dem blutigen Abend entgegen. Die Verminderung der Zahl durch den Abzug der Ver-

ner, Freyburger und Walliser schwächte die Zurückbleibenden weniger als die Unbestimmtheit der Maaßregeln und der Mangel an Eintracht. Die einen schrien die Abziehenden haben Recht, andere erinnerten sich an die Tage von Laupen und Murten, wo Eidgenossen einander nicht verließen, und die weiter Sehenden glaubten, es gehe nicht umsonst zu. Mehr wurde gestritten als gerathen, was zu thun sey, wenn Zürich und Zug auch noch abziehen, bis die gewonnenen Schloßknechte und die Waldstädte mit ihnen den Sturm ergehen ließen. In dieser vermeinten Noth folgten ihnen die übrigen Eidgenossen nach, aber der Empfang war nicht brüderlich als das Heer vor der römischen Porte zusammentraf. Während die Weiseren sich noch bedachten griffen die Hitzigen an, und zwar den gefährlichsten Posten der Feinde nicht ohne verrätherische Hinweisung, wie nachher fast allgemein behauptet wurde; doch gelang der erste Schlag und das Glück half den Tapfern. Den blutigen Kampf hemmte die Dunkelheit. Die furchtbare Nacht, die nun anbrach, mag uns Wernher selbst beschreiben. „Da ware große Freud und großes Leid. Des „Siegs halb Freude, des großen Schadens und „Verlurst der biderben Leute Leid. Und waren „gar zerstreuet, der eine hier aus, der andere dort „aus und wo der Stier von Uri nicht so ernstlich „und redlich glüit hätte, hätten sich noch viele ver„loffen, dann die Tiefe der Graben und die Dun„kelheit der Nacht uns gar zerstreut hat. Da wir

„schon zum Theil zusammen kamen waren wir „hungrig, durstig und frostig, dann die Nacht kalt „und durften nicht feüern der Feinden halb. Der „fand seinen Vater, Sohn, Bruder, Freund entweder tod oder krank oder bey einem Todten oder „Kranken, dieser hat jenen gesehen umkommen, „diesen verloren. Was Jammer, Angst und Noth „die Eidgenossen in diesem elenden Sieg und schwehren Nacht hatten, ist gut zu gedenken." Noch brach ein traurigerer Tag an. Die Ungleichheit der Meinungen war durch die große Noth nicht gehoben, auch zog die Nähe von Mayland manche Krieger dahin und schwächte das eidgenössische Heer. Vom frühen Morgen bis an den späten Abend wurde wieder gestritten. Ueber zweihundert Zuger sah Wernher fallen, unter ihnen seine Brüder. Unverletzt, aber mit verwundetem Herzen über die allgemeine und besondere Trauer kehrten der Vater und Wernher zurück; dieser mit dem Wunsche, daß doch kein frommes und verständiges Herz die Noth vergesse, die das Volk in jener Nacht gelitten um der öden fremden Heeren und schnöden Gelds willen. Die Siegeslieder der Franzosen und der Spott der Landsknechte: „Ist die unüberwindliche Nation einmal überwunden, haben sie auch gelernt die Fersen voran zu kehren," that dem Vaterlandsfreunde eben so wehe als der Verlurst, der durch die Eile des Abzuges noch vergrößert wurde; aber wenn das Volk erschrickt, so ist es gethan, besonders bey den Eidgenossen. Dieser unglückliche Feldzug stellte

unserm Wernher die gefährliche Lage des Vaterlandes und den richtigen Blick des Warners bey Moetsch noch deutlicher vor Augen und war für sein ganzes Leben entscheidend, wenn er, wie es wahrscheinlich ist, in diesem Kriege die erste Bekanntschaft mit Zwingli schloß. Die Schlacht bey Marignom war zwar nicht der Endpunkt der schweizerischen Tapferkeit, die sich kaum glänzender bewies; auch wurde die Ehre gerettet und die Sieger büßten mehr ein als die Ueberwundenen, aber so viele alte Krieger bedeckten das Feld, die Waagschaale des Volkes stieg durch den vernichteten Wahn der Unüberwindlichkeit und Franz I. wußte nach der Schlacht die Herzen zu gewinnen, daß von der Zeit an das eidgenößische Blut für Frankreich floß.

Zwey Jahre nach der Schlacht starb der Ammann Wernher Steiner. Er hinterließ keine Nachkommen als Wernher und die kleine Tochter eines seiner bey Marignom erschlagenen Söhne. Einige berichten jener habe nach dem Tode seiner Brüder den geistlichen Stand aufgegeben, allein dieß widerspricht seiner ganzen Geschichte. Der Papst, der Verdienste des Vaters eingedenk und immer darauf bedacht Männer von Ansehen zu gewinnen, ernannte ihn zum Protonotarius des apostolischen Stuhls. Mit Zwingli und Franz Zingg, dessen Mutter von Zug war, wurde er nun näher bekannt, seit jener in Einsiedeln lehrte. Die Entfernung von wenigen Stunden zog auch wohl unsern Wernher, der keine bestimmte Geschäfte hatte, dorthin.

Kaum war Zwingli in Zürich angestellt, so hatte er gegen den Unfug des Ablaßkrämers Samson zu kämpfen. Ueber den Ablaß und wie er gegen denselben focht, schrieb er seinem Freunde Wernher. Manche, die über die äußere und innere politischen Umtriebe den Verfall der Religion und die fremden Anmassungen vergessen hatten, richteten nun ihre Blicke auf die eingeschlichenen Mißbräuche und das gewinnsüchtige Spiel, das mit der Religion getrieben wurde. Obwohl Wernher noch weiter in seiner Ansicht zurück war, so bemerkte er doch so manche Auswüchse des Papstthums, und sein Catholicismus war nicht mehr der römische. Mit dem steigenden Cultus war die Religiosität gesunken. Wernher sah in Zug Beispiele von kriegerischer Roheit gegen die Religion und ihre Diener, und Eigennützige, die Gewinn aus dem Aberglauben des Volkes zu ziehen suchten. Unter die verdienstlichen Werke, die Vergehungen versöhnen und den Himmel erwerben sollten, wurden auch die Wallfahrten gezählt. Die nahen Gnadenorte konnten Männer nicht reitzen, die gewohnt waren den größten Gefahren Trotz zu bieten. Je weiter und größer die Reise war, desto ritterlicher schien das Unternehmen und ersprießlicher das Verdienst. Einige besuchten das entlegene St. Jago di Compostella, andere hielten es für vorzüglicher das heilige Land zu durchpilgern und an der Pflanzstätte des Christenthums seiner herrlichen Früchte sich zu erfreuen. Nebst der Andacht trieb die Neigung fremde Länder

zu sehen manche über Land und Meer, einzeln oder in größern Gesellschaften, um die möglichen Gefahren leichter zu bestehen. Eine zweyte Pilgerreise nach Palästina hatte der Schultheiß von Freiburg Peter Falk vor, Ritter des heiligen Grabes, in Krieg und Frieden einer der wichtigsten Eidgenossen. An ihn schloßen sich zum Zeichen der Versöhnung seine Mitbürger Peterman und Wilhelm Arsend an, jener ein Bruder, dieser der jüngere Sohn des unglücklichen Schultheiß; Melchior zur Gilgen von Lucern, eben so tapfer als erfahren; Niclaus von Meggen von da, in den späteren Ereignissen ein Mann von großer Bedeutung; von Glarus Ludwig Tschudi, bekannt durch seine Anhänglichkeit an die Franzosen; Hans Stockar von Schafhausen und andere. Mit ihnen verbanden sich mehrere Geistliche, der Chorherr Wernher Buchholz von Lucern, nachher Probst, Heinrich Stolz, Conventual von Engelberg, und unser Wernher, den drey Zuger begleiteten, unter ihnen der rohe Krieger, Thomas Stockar, wahrscheinlich als Sühne ehemaliger grober Vergehungen gegen die Kirche und kirchliche Personen. Die ganze Gesellschaft bestand aus neunzehn Eidgenossen, und war glänzend genug, da sie die Angesehensten der Nation in sich vereinigte. Nur Begüterte konnten eine solche mit nicht geringem Aufwand verbundene Reise antreten. Wernher, in Betrachtung der großen Gefahren und der Hinfälligkeit des menschlichen Lebens, schrieb vor der Abreise sein Testament. Eine

Nichte war seine einzige Erbin. Die Zuger reisten voran und erst in Venedig trafen alle schweizerischen Pilger zusammen. In dieser Stadt verweilten sie, in hohen Ehren gehalten. Auf Befehl des Dogen wurden ihnen durch einige Senatoren alle Merkwürdigkeiten der Meerbeherrscherin gezeigt, bis alle Anstalten zur Abreise getroffen waren. „Die aller„vortrefflichste und nothwendigste Fürsehung auf „diese Fahrt ist, daß sie nicht geschehe aus Hof„fart oder daß einer wolle gesehen seyn von seiner „fernen Reise wegen, sondern daß er sie allein thue „von eifriger Liebe unsers Herrn Jesu Christi, die „Wahlstatt seiner Geburt, Wandlung, Leiden und „Begräbniß, aus lauterer Andacht heimzusuchen, „seine Sünd dadurch abzulegen," so schrieb einer unserer Pilger (Ludwig Tschudi) und in Venedig schon bereiteten sich alle durch fromme Uebungen vor. Kurz vor der Abreise giengen die Pilger aller Nationen in verschiedene Kirchen, ehrten die ausgestellten Reliquien, und bestrichen mit denselben ihre Paternoster, Ringe, Halsketten u. s. w. Die heiligste und damals noch seltene Reliquie kaufte Wernher in Venedig, eine lateinische Bibel, die er auf der Seereise zu lesen anfieng. Ihr Besitz gewährte ihm noch größere Vortheile als selbst die nähere Bekanntschaft der heiligen Orte, die er nun sehen sollte. Dienstags den 21 Juni 1519 stießen die Pilger in die offene See, unter dem Gesang des Salve Regina und einiger Collecten, welche die Priester der Gesellschaft anstimmten. We

sie auf der Reise anlandeten, besuchten sie die Kirchen und verehrten die Heiligthümer. Der Gottesdienst in der Landessprache, verheirathete Cleriker und je näher sie dem Morgenlande kamen fromme und strenge Mönche waren für unsere Pilger Seltenheiten, die sie nicht unbemerkt ließen. In Rhodus klagten ihnen die Ritter aus der Eidgenossenschaft die große Gefahr, in welche unwürdige Glieder den Orden stürzten, und erregten die Ahnung des nahen Verlursts. Beym Anblick des gelobten Landes nach einer fast ununterbrochenen glücklichen Fahrt knieeten alle nieder und dankten Gott. Am folgenden Tage fuhren sie unter dem Gesang: Herr Gott dich loben wir, in den Hafen von Joppe ein. Hier empfieng sie der Guardian der Baarfüßer auf Sion und gab ihnen die nothwendigen Anweisungen ihres Verhaltens gegen die heiligen Orte und die ungläubigen Besitzer des Landes. Mit Ernst und Andacht küßten sie die Erde als sie den geweihten Boden zuerst betraten. Wenig gefiel es den freyen Männern in einem Gewölbe eingesperrt zu seyn bis zu ihrer Abreise; doch erleichterte ihnen Gameli, ein Eingebohrner und ehemaliger Krieger, diese Unannehmlichkeit so viel er konnte. Sie wählten ihn, gegen den Rath des Guardians keinem Ungläubigen zu trauen, zu ihrem Führer, und nie hintergieng er sie. Ueber Rama traten sie die Reise nach Jerusalem an. Als sie beym Herausreiten aus dem Terebinten-Thal die heilige Stadt im Sonnenglanze erblickten, stiegen sie ab, ver-

gaßen die Beschwerden des Wegs und dankten Gott des fröhlichen Anblicks. In stiller Andacht zogen sie zu Fuß durch die Gassen Jerusalems nach der Kirche des heiligen Grabes und empfiengen vor derselben vollkommenen Ablaß. Ihr Quartier nahmen sie in St. Jacobs Spital, unter den armseligen Herbergen die beßte; doch bekamen sie durch Vermittlung Gamelis alles Nothwendige, auch heimlich den unentbehrlichen Wein. Um alle Denkwürdigkeiten zu sehen wandten sie sich an die Baarfüßer auf Sion. Der Guardian hielt ihnen in einer lateinischen Rede den Anfang, das Mittel und das Ende ihrer Pilgerschaft vor, und zeigte ihnen zuerst die Geheimnisse, die Jesus an dem Ort, wo die Kirche der Baarfüßer stand, vollbracht, die Einsetzung des Abendmahls und das Fußwaschen. In feierlicher Procession zogen sie im Bezirk des Klosters von einer Stätte der Erinnerung zur andern. Ihr größtes Verlangen, die Kirche des heiligen Grabes zu besuchen, wurde endlich gestillt. Die ungläubigen Hüter eröffneten gegen Bezahlung das Heiligthum. Auf vier Altären lasen die Pilgerpriester, also auch unser Wernher, die Messe. Seufzend schritten sie über das Loch, in dem das Kreuz gestanden, giengen baarfuß in das heilige Grab und brachten die Nacht andächtig in der Kirche zu. Am Morgen genoßen einige das Sacrament in der Capelle des heiligen Grabes, andere auf dem Berg Calvariä. Nach verrichteter Andacht gaben die Türken das Zeichen zum Abzug. In

Jeru-

Jerusalem und den Umgebungen der heiligen Stadt besuchten die Pilger nun alle Capellen, Heiligthümer, Erinnerungsorte bis auf das Haus, in welchem Maria das A-B-C gelernt haben soll, unserer lieben Frauen Schul genannt; dann giengen sie nach Bethanien heraus, ritten nach Bethlehem, beteten im Kloster der Geburt Christi an, legten am Altare kostbare Gaben nieder und sangen mit hoher Freude: Ein Kind gebohren zu Bethlehem. Die Priester der Gesellschaft blieben in der heiligen Gruft die Nacht über, um so frühe als möglich die Aemter zu vollbringen. Nach ihrer Rückkehr verrichteten sie die zweyte Andacht in der Kirche des heiligen Grabes, ritten dann an den Jordan, badeten in dem Fluß und tauften nach Gewohnheit einander. Einige Kühne, von Meggen und Tschudi, achteten die beschriebene Tiefe und Untreu des Wassers nicht und schwammen hinüber. Aus Furcht vor den herumstreifenden Arabern, die sich von ferne zeigten, ritten sie schnell nach Jericho zurück und von da, nachdem sie den Berg der Versuchung bestiegen, wieder nach Jerusalem. Zum dritten Mal wurde ihnen das Münster des heiligen Grabes geöffnet. Mit ihnen giengen viele orientalische Christen herein. Die Krämer legten ihre Waaren aus. Gerne kauften die Pilger hier Geschenke für ihre Hausgenossen und Freunde und weihten dieselben durch Niederlegung in dem heiligen Grabe. Von der großen Pilgergesellschaft der Abendländer wurden nun sechs und zwanzig Grafen und Edle zu

Rittern des heiligen Grabes geschlagen. Diese Ehre suchten drey Eidgenossen. Das Fest der Himmelfahrt Mariä feierten unsere Pilger im Thal Josaphat in der Kirche zu unserer lieben Frauen Grab. Neben ihnen lagen die Türken in Andacht versunken auf den Knien. Um die Wirkungen der göttlichen Strafgerichte zu sehen, wallfahrteten sie an das todte Meer, griffen und schmeckten das verfluchte Wasser mit großem Entsetzen. Sobald sie zurückgekehrt lezten sie von den geweihten Orten ab, bezahlten den Baarfüßern reichlich was sie genossen, nahmen von dem Guardian die geheiligten Geschenke dankbar an, gnadeten der Stadt mit andächtigem Gebet und ritten fürbas. In Rama schied der Guardian und ihr treuer Geleitsmann Gameli erst bey Joppe von ihnen. In das Schiff wurden sie von den Ungläubigen mehr geworfen als getragen, von denen sie auf der ganzen Reise nicht ungeneckt blieben, daher sie mit noch größerer Freude als bey der Ankunft: Herr Gott dich loben wir, sangen. Nicht ohne Gefahr eines Angriffs von Seeräubern erreichten sie Cypern. Auf dieser Insel wurden sie von einem dankbaren Edelmann mit Ehre und Wohlthaten überhäuft. Sie besuchten die innern Gegenden und ehrten auch hier die Gräber der Heiligen durch ihre Andacht. Nur mit großer Mühe nach dreymaliger Bitte konnten sie drey eidgenössische Soldaten, die das Heimweh hatten, vom venetianischen Dienste befreyen. Der Hauptmann gab der staatsklugen Rede Peter Falks nach und

schenkte ihnen die Landsleute in ihre Pilgerfahrt. Am Bord des Schiffes fanden sie mehrere Kranke. Noch waren sie nicht lange auf dem Meere als einige Pilger starben. Von der schweizerischen Gesellschaft legte sich zuerst Melchior zur Gilgen, dem unser Wernher sein besseres Quartier einräumte, dann der Schultheiß von Freiburg. Die Windstille und die Stürme, mit denen die Seefahrer zu kämpfen hatten, waren den Kranken gleich schädlich, und die Sorgfalt ihrer Brüder vergebens, die sie treu pflegeten, obwohl der übele Geruch kaum zu ertragen war. Beide sahen weder das Land noch die Heimath mehr. Ihre Freunde wollten so theure Ueberreste dem Meer nicht anvertrauen. Sie bewahrten sie in wohlverpichten Kasten auf und begruben sie mit ritterlicher Ehre, vielen Messen und Seelämtern, sobald sie Rhodus betreten, im Kloster der Baarfüßer. Hier trennten sich einige von der Pilgergesellschaft. Niclaus von Meggen und Martin Richmuth blieben auf der Insel zurück, Thomas Stockar und Sigmund Schwarzmurer kehrten über Neapel und Rom nach Hause. Ueberhaupt schien mit dem Tode jener angesehenen Männer der gute Genius von der Gesellschaft gewichen zu seyn. Wernher Steiner gerieth in Streit mit Hans Stockar, der sich beklagte ein unbrüderliches Stück von ihm erfahren zu haben; doch stellten die andern Freunde die Eintracht, die unter allen nicht am festesten war, wieder her. Mit dem Ueberfluß, den man auf dieser Pilgerreise genoß, waren nicht alle

zufrieden. Durch Diebstahl litten einige beträchtlichen Verlust und in die höchste Noth versetzte sie ein außerordentlicher Sturm. Die Wellen schlugen über dem Schiff zusammen. Mitten in der dunkelsten Nacht befanden sie sich zwischen Felsen und Untiefen. Die Matrosen erlagen der Arbeit und der Schiffspatron erklärte die höchste Gefahr, daß jeder beten, beichten und zum Tode sich vorbereiten solle. Nun geschahen Gebete und Gelübde. Der wollte wieder nach Jerusalem wallfahrten, jener nach St. Jacob. Der Schiffspatron gelobte das Schiff unserer Frauen von Loretto. Um mit ritterlicher Ehre zu Grunde zu gehen ließ er das Panner von Jerusalem und die Pilgerfahne aufstecken; doch schützte der Himmel. „O allmächtiger „Gott," schrieb nachher einer der Erretteten (Hans Stockar), „wie hatten wir eine so lange Nacht, „grausame und große Angst — und da uns Gott „den Tag erblicken ließ, da sang man Lobgesänge, „wer mochte, denn viele Pilger krank waren von „der großen Noth." Noch ehe sie das feste Land erreichten, vernahmen sie die Bestätigung von der im Vaterland wüthenden Pest, an der sie auch ihre Gefährten verlohren zu haben glaubten; die erste traurige Kunde davon, die sie auf dem offenen Meere von einem vorbeysegelnden Schiff erhalten, hatte sie schon mit Schrecken erfüllt. Trauernd über diese Botschaft, aber für die glücklich vollendete Pilgerreise Gott lobend, langten die Wallfahrer in der Mitte Novembers in Venedig wieder an,

von wo sie auf verschiedenen Wegen nicht ohne große Beschwerden ungesäumt der Heimath zueilten, die sie vor einem halben Jahr verlassen hatten. Mit großem Pomp wurden einige mit ihren Heiligthümern von ihren Mitbürgern empfangen. Ihre Ritterschaft und Wallfahrt erwarb ihnen Ehre oder erhöhte die Verdienste, die sie schon erworben hatten, aber ihre Betrübniß so viele Freunde nicht mehr zu finden war so groß als die Freude des Wiedersehens.

Die Reise nach dem heiligen Grabe vermehrte wohl auch in Zug das Ansehen Wernhers und seiner Gefährten. Nie mochte es ihn nach glücklich überstandenen Gefahren reuen das Land gesehen zu haben, das der Schauplatz so wichtiger und in die Schicksale aller Völker tief eingreifender Ereignisse war, wenn er gleich nachher über den Zweck solcher Reisen ganz anders dachte. Er sahe vieles das ihn belehrte und erfreute, aber auch manches das sein Nachdenken erregte. Schon die verschiedenen christlichen Religions-Partheyen, die er auf der Reise und in Jerusalem kennen lernte, und deren mannigfaltigen Abweichungen von den römischen Lehren und Formen zeigten ihm, daß der Widerspruch, der sich gegen dieselben erhob, nicht neu war, und gewöhnte sein Auge manches zu sehen, das im Abendland für unchristlich gehalten wurde. Selbst die Verachtung, mit welcher die Türken die Bilder behandelten, (er war Zeuge, wie sie dieselben wegwarfen oder ihnen die Augen aus-

stachen), konnten ihn auf andere Mißbräuche, die mit den Bildern getrieben wurden, leiten. Bey aller Verehrung der heiligen Orte mußte einem Mann, der kein gemeiner Pilger war, das Uebermaaß von Ablaß, der allenthalben ausgespendet wurde, und die Menge ungereimter Legenden, die er hörte, auffallen, da selbst einem von den treuen Beschreibern dieser Wallfahrt bisweilen ein zweifelndes Soll entschlüpfte. Ueberdieß stand die Armuth und das strenge ascetische Leben der morgenländischen Mönche zu sehr im Widerspruch mit dem Luxus der abendländischen Klöster und den ärgerlichen Auftritten, die in denselben vorfielen, daß diese Ungleichheit nicht alle hätte befremden sollen. Da unser Wernher, was ihm an den Türken wohl gefiel, nicht unbemerkt ließ, wie ihre äußere Andacht und Reinlichkeit, so mochte er auch so manches Gute an den christlichen Secten bemerken, auf die sonst die Glieder der herrschenden Kirchen gern vornehm herabblicken. Wenn gleich diese Reise unsern Pilger von aller Unbefangenheit, in der er begriffen war, noch nicht heilte, so trug sie gewiß bey ernsthaftem Rückblick manches dazu bey den Vorhang zu lüften, der noch vor seinen Augen hieng. Bey seiner glücklichen Rückkehr trieben ihn Dankbarkeit und Wohlthätigkeit an große Summen den Kirchen und Armen zu spenden. Wahrscheinlich erfüllte er durch diese Freygebigkeit einen Theil seines Vermächtnißes. In St. Oswalds neue Kirche stiftete er einen Altar, voraus dem allmächtigen Gott und

Christus zur Ehre, dann dem heiligen Kreuz, dessen Stätte er besucht, der Maria, die er im heiligen Land vielfach geehrt, St. Wernher, dessen Nahmen er trug, und einigen andern Märtyrern. Der constanzische Weihbischof Melchior Battli weihte den neuen Altar. Zur Verherrlichung des Cultus vergabte er ferner vier vergoldete ganz silberne Kelche und eine ansehnliche Summe an Gold und Silber. Die Pfarrkirche St. Michael wurde von ihm mit einer kostbaren Monstranz beschenkt. Andere Vergabungen erhielten mehrere Dorfcapellen und jährliche Gülten der Spithal, die Pfarreyen und die geistlichen Schwestern in Zug und Engelberg. Zwey schöne Matten vermachte er dem Siechenhaus. Mehr als eilfhundert Gulden wurden auf diese Weise von ihm verwandt. Nachher bemerkte er (in einer Note zu 5. Mose 32): „In unsern Zeiten „sind viele willig gewesen eher hundert Gulden an „Kirchen und Zierden zu geben dann zehn Gulden „an das Almosen, deren ich mich bekenne nicht der „mindeste Schuldner zu seyn als zweihundert und „zwanzig Gulden an eine Monstranz u. s. w., doch „viel aus Unwissenheit gethan." Um diese Zeit wurde er Chorherr des Stiftes Münster im Aargau. Ein altes Register daselbst nennt ihn Eques; Hierosolimitarius. Der Eindruck, den das Lesen der Bibel auf Wernher machte, blieb so fest, daß er ihre Lehren immer mehr als Gottes Wort betrachtete. Bey einem feyerlichen Anlaß in Lucern, wo er als Ehrenprediger auftrat, sprach er vom Worte

Gottes. Diese Predigt machte zwar das Aufsehen nicht, das zwey Jahre nachher der Vortrag des Commenturs Conrad Schmied erregte, weil Wernher noch an die alte Gewohnheit sich hielt in lateinischer Sprache die Rede zu halten und die Gemüther noch nicht so gespannt waren, allein das Thema war zeitgemäß, und wies unter den mehreren hundert Priestern, welche zugegen waren, diejenigen, die ihn verstanden, auf die höhere Erkenntnißquelle hin, die bisdahin aus der Acht gelassen wurde. Durch diese Predigt schloß er sich näher an den kleinen Kreis einiger ausgezeichneten Männer an, die, erleuchtet durch die heiligen Schriften, immer lauter den evangelischen Lehren Beifall gaben und dieselben verkündigten. Der Mann, der von dem lang vergessenen Worte Gottes sprach, konnte von diesen Männern, wenn sie ihn auch noch nie näher gekannt hätten, nicht übersehen werden. Wernher befand sich in Zug in der Mitte zwischen Zwingli und seinen Lucernerischen Freunden, unweit von Einsiedeln, wo der Administrator von Geroldseck den frommen Leo Judä durch evangelische Reden und Schriften wirken ließ, und so nahe bey Cappel, daß er mit den dortigen Cisterciensern, die für das Evangelium gewonnen waren, täglich hätte zusammentreffen können. Wir finden ihn fortan in der Gesellschaft dieser Männer, in Lucern als der Commenthur von der Freundlichkeit Gottes in der Sendung seines Sohnes und der Verdienstlosigkeit der äußern Werke so beredt als allgemein

verständlich sprach, in Glarus mit Zwingli bey der ersten Messe Valentin Tschudis und bey Zusammenkünften, wo die wichtigsten Puncte berathen wurden, und die ersten kühnen Schritte als Einleitung zu einer öffentlichen Reformation geschahen. Die Spuren einer in Zürich sich anbahnenden Verbesserung bewogen den Bischof eine Gesandtschaft dahin zu schicken, deren Ungestümm mehr verdarb als gewann. Noch schlimmer wurde die Sache als der Weihbischof das Mandat durchzusetzen wußte, dessen Inhalt Zwingli in dem Archeteles so meisterhaft beleuchtete und entkräftete, daß die Stumpfheit solcher Waffen immer offenbarer wurde. Nun sollte durch Verleumdungen geschehen, was auf keinem andern Wege erlangt werden konnte. Die Freunde der evangelischen Lehre wurden mit verhaßten Nahmen genannt, Lutheraner, Hussiten, Ketzer, und der bischöfliche Vicar Johann Faber verstand sich trefflich darauf einigen adelichen Tagherren einzuflüstern, daß es nun um den Adel und um alle weltliche Gewalt eben sowohl als um die geistliche geschehen sey. Auf einer Tagleistung in Lucern geschah der Antrag die evangelischen Predigten zu verbieten, unbedacht, was man verfolge, und ununtersucht. Dieser Antrag schmerzte und empörte den Zwingli. Einem solchen Entschluße mußte vorgebeugt und die Sache in ihrer wahren Gestalt vorgestellt werden. Die Freunde der evangelischen Lehre, Wernher mit ihnen, kamen in Einsiedeln zusammen, um zu berathen, wie die

chriſtliche Einigkeit befördert werden möchte. Die kleine Anzahl muthiger Männer entſchloß ſich eine freundliche Bitte bey den Eidgenoſſen einzulegen, daß ſie das heilige Evangelium zu predigen nicht abſchlagen. Dieſer Bitte wurde die zweite angehängt keinen Unwillen zu empfinden, wenn die Prediger, um Aergerniß zu vermeiden, ſich ehlich vermählen (1522). In der Supplication an die eydgenöſſiſchen Regierungen nannten ſich die Bittenden nicht, aber in der kurzen gleichlautenden Zuſchrift an den Biſchof von Conſtanz unterzeichneten ſie ihre Nahmen. Unter den eilfen, die öffentlich auftraten, befanden ſich, nebſt einigen noch unbekannten jungen Männern, der bekannte Leutprieſter der erſten ſchweizeriſchen Stadt, einige Glieder angeſehener Stifter, und Wernher Steiner, deſſen Nahme an den Ruhm ſeines Vaters erinnern mußte. Noch waren andere zur Unterſchrift aufgefordert, aber niemand überredet, den Verhältniße oder Beſorgniße zurückhielten. Der Biſchof wurde weniger gefürchtet als ſo manche gewaltige Layen, die der emporkommenden Lehre heftig entgegen waren. Solche Furcht ſchreckte Wernhers Freund und Mitbürger, den Prieſter Bartholomäus Stockar, von der Unterſchrift ab. Wegen der Verkehrtheit des Zeitalters und der Menſchen zweifelte er an einem guten Erfolg, und die Gewaltigen, deren Eifer ihm bange machte, lebten in ſeinen nächſten Umgebungen. Die Freunde müſſen verſucht haben einen beſſern Saamen in Zug auszuſtreuen, da

Stockar von seinen Mitbürgern so bestimmt schreibt, daß sie unheilbar seyen und von der gesunden und reinen Lehre nichts wissen wollen. Schon frühe bildete sich in Zug eine große Parthey, die allen Neuerungen entgegen wirkte. Der Helfer des Pfarrers von Cham erfuhr dieß zuerst, und als die Aufhetzung des Pöbels gegen ihn leicht gelang, so war von der Zeit an die persöhnliche Sicherheit aller gefährdet, welche den Zeloten verdächtig schienen. Wernher war damals mit vielen und wichtigen Geschäften überhäuft, doch war er am meisten auf den Ausgang des gethanen kühnen Schrittes gespannt, der ihn so wenig reute, daß er dem Zwingli unverbrüchliche Treue an dem Evangelium zusicherte, und ihm die kräftigste Beförderung desselben versprach. Um am St. Oswalds-Tage ihm und seinen Freunden eine wahrhaft festliche Freude zu bereiten, bat er sich Briefe von Zwingli aus. Niemand konnte die Bittschriften an die Eidgenossen und den Bischof unterzeichnen, der nicht schon in seiner Erkenntniß weiter fortgeschritten wäre. Der Unterschied zwischen der reinen Quelle des Christenthums und den trüben Bächen, aus denen man bisher geschöpft hatte, wurde zu stark hervorgezogen, und die Gnade Gottes, die der Mensch durch Christus ohne alle Unkosten empfange, allzusehr den herrschenden Lehren von Ablaß, Fürbitte u. dgl. entgegensetzt, als daß nicht jeder Unterzeichnende eingesehen hätte, wie sehr er sich durch Anerkennung solcher Grundsätze und Verwerfung der ge-

wohnten Lehren von der Mehrheit entferne. Beide Supplicationen unterschrieb Wernher um so viel eher, weil er gleich andern seiner Freunde eine geheime ehliche Verbindung geschlossen hatte. Seine Gattin, die er wohl in Zug nie so nennen durfte, war Anna Rustin. *) Das erste Kind wurde ihm im März 1523 gebohren. Wer die Erklärungen dieser Männer über Unkeuschheit und Ehe liest, wie die billige Verachtung des Concubinats, das schlimme Beispiel der Unkeuschheit, die traurige Lage der im unehlichen Leben erzeugten Kinder, die Heiligkeit der Ehe und ihre verwundeten Gewissen sie dringen mit ihrem der Schrift und Natur angemessenen Wunsche hervorzutreten, so daß nicht Wollust, die sie ungestraft hätten genießen dürfen, sondern die Reinigkeit sie bewog, den öffentlichen Ehstand zu begehren, und wegen dieser Bitte noch einen Schatten auf sie und ihr Werk werfen kann, kennt weder die Macht der sittlichen Gefühle, noch die Leiden derjenigen, die gleiche Verwundung drückt; oder er billigt den Leichtsinn der Gewissenlosen, die sich darüber hinwegsetzen und das Aergerniß geben, das jene Priester vermeiden wollten. Da Wernher durch die Unterzeichnung sowohl als durch seine Verbindung ohne Rückhalt erklärt hatte auf welche Seite er sich hinneige,

*) Einige halten sie für eine Tochter des Burgermeister Marx Roist von Zürich; allein Anna Roist war mit Conrad von Bonstetten verheirathet.

so zog er sich den Unwillen seiner Mitbürger noch mehr zu. „Da vermeintend etliche, so schrieb er, „ich hätte da grob geirrt und schwehrlich mißhandelt, „und mußte darum vil Spott, Auffsatz, und Wider„willen leiden, wie viel ich begehrt meines Irrsals „berichtet zu werden, und das Recht darum zu er„leiden, was das gäbe oder nähme vor allen Ver„ständigen.“

Den ersten Schritten folgten schnell andere nach, an denen Wernher keinen thätigen Antheil nehmen konnte. Die Zuger verboten ihren Angehörigen die Züricherischen Gespräche zu besuchen, doch hörte er von seinen Freunden die Verfolgung sowohl als den Fortgang ihrer, oder, wie sie lieber sprachen, des Herren Sache. Zwingli munterte ihn mehr zum Dulden als zum Bekenntniß der Wahrheit auf, überzeugt, welch ein treuer Diener Christi derselbe sey, und wie eifrig seine Begierde, Alle für das Reich Gottes zu gewinnen, die sich gewinnen lassen wollten. Von den Verblendeten erwartete er nicht, daß sie Belehrung annehmen würden, die Christus, den einzigen Trost der Seele, verspotteten, die Verkündiger Christi schmähten, und in ihrem Unsinn so weit giengen, wer ihnen nahe und mißfällig war, zu mißhandeln. Eben so wenig als von wilden Thieren hoffte Zwingli von den Blutgierigen, die selbst die Gesetze der Natur mit Füßen traten. „Das sind, so schreibt er seinem Wernher, „die Uebel, durch welche Gott seine Getreuen prü„fet. Ich bezeuge es bey Christus, nichts zerreißt

„so mein Herz als der Unglaube einiger Eidgenos„sen. Dieser begleitet mich allenthalben, er geis„selt mich, er erschreckt mich, nicht sowohl, daß „ich für mich sondern für sie besorgt bin. Tausend „Unglücksfälle schweben mir vor Augen. So wie „die arglistige Bosheit nicht fern ist und überall „in der Nähe lauscht, so drohen uns auch die herb„sten Trübsale, die wir kaum werden ertragen kön„nen und doch ertragen müssen, wenn sie in ihrer „ganzen Stärke uns überfallen. Dein Wille ge„schehe o Herr!“ Die Erfüllung dieser Ahnungen erfuhr Wernher nur allzubald. Er war gerade von solchen Leuten umringt, wie sein Freund beschrieb. Ihn schmerzte als Vaterlandsfreund, daß er in Zug wohl Franzosen, Kayserliche, Päpstler sahe, die einander tödtlich haßten, aber wenige Eidgenossen, die die Wunden kannten, welche die Kriegssucht und der Geiz dem Lande geschlagen hatten. Der Grund der innern Zwietracht, der vor der Reformation die Gemüther erbitterte, blieb ihm nicht verborgen. In dem Abriß der Geschichte seiner Zeit bemerkt er richtig: „In diesem Herbst (1521) zog Zürich mit andern etlichen Orten zum Papst, die andern zum König, und damit hat sich die Eidgnosschaft theilt.“ Noch weher that ihm der Aberglaube aller Art, die Täuschung mit sogenannten Heiligthümern, die jedermann sahe, ohne zu genesen. Diese Wehmuth vermehrte sich, je eifriger er Gott dankte zur klaren Einsicht und zum unverfälschten christlichen Glauben gelangt zu

seyn. Die öffentlichen Verfolgungen, die nun gegen ihn und die wenigen der Reformation geneigten Zuger ausbrachen, waren im Anfang nur der Ausbruch jugendlichen Muthwillens, aber in dem Mangel der Untersuchung und Mißbilligung zeigte sich die gemeine Stimmung deutlich. Die übermüthige Jugend erhitzte sich am St. Johann des Evangelisten Abend dergestalt, daß sie zum drittenmal in der Stadt mit dem Geschrey umzog: „Lutherisch, ketzerisch, wir wollen nicht St. Paulus, sondern den alten Glauben.“ Schon aus diesem Losungszeichen erhellen die irrigen Begriffe, welche diese Uebermüthigen von dem Glauben hatten, wäre auch nicht der Unverstand zuletzt in rohen Muthwillen übergegangen. Sie schlugen den Bürgern, die im Verdacht der Neuerungssucht waren, an die Thüren und riefen: „Lutherische Ketzer!“ Dem Wernher zerbrachen sie einen Laden. Acht Tage nachher fand er eine todte Katze, ein Symbol der Ketzerey, an seinem Hause aufgehenkt und die Thüre auf die schmutzigste Weise besudelt. Auf seine Klage achtete niemand. Weder Untersuchung noch Strafe erfolgte. Noch bitterer war ihm wahrscheinlich das Andenken an die große Verfolgung, die um den Herbst in Zug wegen des Glaubens ausbrach, da er sie nur kurz berührt, ohne die näheren Umstände zu erzählen. Solche Auftritte lehrten ihn Gedult, Vorsichtigkeit, Zurückgezogenheit, besonders da er sahe, wie erbittert die Gemüther waren, und wie allerley Anschläge selbst gegen

Auswärtige oder gegen Personen gemacht wurden, die durch ihre Würde schon vor Beleidigungen hätten gesichert seyn sollen. So hatten mehrere Zuger einen Anschlag auf das Kloster Cappel gemacht, um diesen verhaßten Sitz des Lutherthums zu zerstören oder seine friedlichen Bewohner zu züchtigen; so mußte selbst der Burgermeister von St. Gallen, der gelehrte Joachim von Watt (Vadian), der als Tagherr in Zug sich befand, auf Umwegen entfliehen, um nicht härteren Beleidigungen von Seite einiger Tagherren und ihrer Diener ausgesetzt zu seyn. Zwar schützte ihn Wernhers Oheim, der Ammann Leonhard Steiner, gegen das Ungestümm der Gesandten von Lucern und Uri (Hug und Gyßler) durch die brüderliche Rede: „Liebe Herren! das will zuviel werden, unter uns Eidgenossen soll es nicht also zugehen." Dieser Oheim konnte zwar Wernhern nicht vor allen Unannehmlichkeiten schützen, aber er war ein gemäßtigter Mann und so lang er lebte verfuhren die Zuger glimpflicher gegen seinen Neffen. Durch die üble Stimmung der innern Cantone gegen Zürich wurde der Briefwechsel mit Zwingli schwieriger oder hörte ganz auf; doch blieb die innige Verbindung, die zwischen ihnen statt fand, und Wernher war auch unter den Vertrauten, denen Zwingli seine Meinung vom Abendmahl eröfnet hatte. Die sinnbildliche Erklärung genügte zuerst weder ihm noch seinem Freunde Bartholomäus Stockar. Bullinger, der als Lehrer der Cistercienser in Cappel ihre ganze

Ach-

Achtung gewonnen hatte, belehrte sie näher darüber, daß die Eucharistie nicht zum täglichen Genuß herabgewürdiget werden müsse. Diejenigen, sagt er, welche meinen den Leib Christi zu essen, befinden sich in der platonischen Höhle oder im Wänthal. Da Stockar geneigter war dieser Erklärung beyzustimmen als Wernher, so wird dieser von dem freundschaftlichen Schreiber erinnert, alles wohl zu prüfen und den gesunden Verstand walten zu lassen, daß keine Verwandlung statt finden könne. Dieser Brief oder die Schriften, welche Zwingli mit Luther wechselte, überzeugten ihn. Er las keine Messe aus der Erkenntniß, daß Christus allein Versöhner sey, obwohl er den übrigen Cultus nicht vernachläßigte. Die Freundschaft mit den Mönchen in Cappel war den Zugern nicht angenehm. Als Wernher mit Stockar an einem Festtage im Kloster auf Besuch war, so wurden sie aufs neue beschimpft. Muthwillige warfen diesem einen großen Stein in die Fenster und schrien grausam vor Wernhers Hause. Bald darauf lasen beide einen Brief. Das Gerücht gieng Luther habe ihnen geschrieben und der Rath zog sie zur Verantwortung. Lange wurde ihnen zugeredet von ihrem Glauben abzustehen und an die Mehrheit sich anzuschließen. Wernher wünschte, daß je der beste Glaube am weitesten sich ausbreite. Einigen mißfiel die Beunruhigung angesehener Männer wegen so geringfügiger Dinge. Diese kleinlichen Verfolgungen wurden dem Wern-

her durch häusliche Freuden und durch die Vermehrung seiner Familie versüßt.

Wernhers Glaube war zu fest gegründet, um sich durch Beredungen oder Verfolgungen irre machen zu lassen. Er hatte sich ein kurzes Bild der christlichen und päpstlichen Kirche entworfen, das er nur ansehen durfte, um immer von neuem zu erkennen, wie sehr beide einander entgegen stühnden. Wir setzen diese Vergleichung her um den Unterschied zu zeigen, den Wernher zwischen dem Christenthum und dem Papstthum fand.

Die Kirche Christi.	Die Kirche des Papsts.
1. Hält allein die göttliche Schrift für recht und genug.	Viel andere Lehren und Gesetze.
2. Hält allein gut, was von Gott kommt, dieweil er allein gut.	Was sie gut dünkt.
3. Eine Kirche, ein Haupt, ein Hirt, eine Stimme.	Die römische Kirche, die kriegerische, des Papsts Stimm.
4. Ein Gott allein anzubeten, anzurufen, kein Bild.	Die Heiligen anrufen, verehren und ihr Bild.
5. Ein Mittler, ein Priester, ein Opfer, eine Gerechtigkeit vor Gott.	Die Heiligen bitten, viel Priester, viel Opfer, viel Verdienung.
6. Gott läßt allein nach durch seinen Sohn und ist ihm allein zu beichten.	Viel Ablaß, Genugthuung, beichten und zahlen.

7. Der Leib Christi ist wahrlich an einem rechten endlichen Ort, nehmlich zur Rechten Gottes des Vaters.	An allen Orten wie im Spiegel.
8. Ein Weg zu Gott durch Christum und sein Evangelium.	Durch viel Regeln, Ordnungen und Satzungen der Menschen und durch das Fegfeuer.
9. Die Kirche Christi herrschet nicht.	Der Papst und sein Haufen Herren der Welt.
10. Besteht allein im Geist und in der Wahrheit.	Ganz im Fleisch und Gleichsnerey.

Solche Betrachtungen bewogen ihn aus der römischen Kirche auszutreten mit reinem Gewissen, das am ersten wollte, daß das Auge inwendig gerecht sey. Nach dem Evangelium und nicht nach dem Drohen und Gutdünken wollte er leben. Was nicht mit dem göttlichen Wort übereinstimmte war ihm Sünde. „Der Christ, so schrieb er, soll am „ersten auf Gott sehen und sein Wort in seinem „Thun und Lassen, denn nichts ist fester, steter „und unwandelbarer als der allmächtige Gott und „sein heilsames Wort und Reich."

Das Jahr 1526 verstrich, ohne daß Wernher etwas Denkwürdiges von sich aufzeichnete. Die Hoffnung vieler die Disputation in Baden werde alles wieder in den alten Gang bringen, mochte dazu beytragen, daß die Abtrünnigen in größerer Ruhe gelassen und schon als Gewonnene oder Ueberwundene betrachtet wurden. Nur die Muthwilligen

fuhren fort die Züricher zu reitzen. Unter den Zeloten, welche auf die Züricherische Münze Kelche schlugen, um dieselbe dem Volk als Kirchenraub verhaßt zu machen, war der Zuger Thomas Stockar einer der vornehmsten. Ueber solche Beschimpfungen bemerkte Wernher: „Sollte ein jeder seines Gutes Herren und Herkommen schlagen, so „würde es eine wilde Münz geben.“ Um diese Zeit beschäftigte er sich mit Erneuerung und Verschönerung seines Hauses, auf das er nicht geringe Unkosten wandte. Hoffen konnte er nicht, daß die Zuger ihre Gesinnungen ändern würden; aber bey allen Beleidigungen, die er erduldet, traute er ihnen keine so große Feindschaft zu, wie er bald nachher erfahren mußte. An das Auswandern dachte er nicht, wenn er gleich Beispiele vor sich hatte, daß angesehene Leute ihre Heimath verließen, um den Verfolgungen zu entgehen. So war Hans Steiner, ein begüterter Mann, von Zug oder Cham nach Zürich gezogen, wo er große Besitzungen ankaufte und in den Rath aufgenommen wurde. Im Jahr 1527 verlohr Wernher seinen Oheim, den Ammann Leonhard Steiner, und mit ihm den väterlichen Beschützer. Eben so nachtheilig als dieser Verlust war für ihn die Rückkunft seines Vetters Heinrich Schönbrunners aus dem französischen Kriegsdienste. Dieser leitete nebst dem neuen Ammann Oßwald Thoß die Zuger, und da beide sowohl dem Glauben als dem politischen System der Züricher sehr abgeneigt waren, so konnte Wernher

von ihnen nur Widerstand besorgen. Unter seine größten Feinde gehörte ein Rathsherr, den er nicht nennt, aber als einen der blutgierigsten Menschen jener Zeit beschreibt. Dieser hatte den vornehmsten Antheil, daß man ihn vor Rath beschied, weil er in Zürich gewesen und den Zwingli am Arm durch die Stadt geführt habe. Wernher war in Zürich, und während seiner Abwesenheit warfen ihm Böswillige Steine in die Fenster und brachen in sein neuerbautes Haus ein. Als er in seiner Verantwortung den einen Verräther schalt, welcher aussage, daß er mit Zwingli Arm in Arm durch die Stadt gezogen, so erwiederte jener Rathsherr, man werde in acht Tagen wohl sehen, wer der Verräther sey; aber günstige Kundschaft fand sein Gegner keine, und so sollte dieser Handel ruhen bleiben. Nun trat Wernher vor Rath, klagte über Gewalt und Ueberdrang und rief das Recht an. Niemand gab ihm Antwort oder wollte die Verleumdung eingestehen. Rechtlos stand er mit seinen Freunden da und mußte die Unkosten bezahlen. Jener Widersacher konnte ihn aber nicht mehr lange verfolgen, weil er bald darauf in der Blüthe seiner Jahre starb, doch mußte er dessen Haß noch einmal erfahren. Einige Zuger wollten mit den Waldstätten und Wallis sich näher verbinden, andere nicht (1528). Im Rathe gieng es so heftig zu, daß mehrere auf den Bänken gegen einander sprangen. Ueber den Widerstand aufgebracht schrieb der feindselige Rathsherr nach Lucern, nur Wernher

arbeite dem Bunde entgegen, und er besuchte doch weder den Rath noch die Gemeinde. Die Lucerner drohten ihm die Chorherrenstelle zu nehmen, wenn es sich so verhalte. Als er Beweise forderte, hieß es: Der Rath habe ihn nicht verklagt und wolle ihn auch nicht vertheidigen. In Lucern verantwortete er sich persöhnlich, und die Lucerner waren besänftigt. Auch bey dieser neuen Unbill hatte er den Trost, daß die Bessern über solche Anfeindungen sich aufhielten. Bis Ende Aprils blieb er unangefochten. Um Etliche wegen verdächtiger Reden und Thaten zu strafen, wurde zweifacher Landrath gehalten. Ueber Wernher wußte man dießmal nichts als daß er nie Meß lese; er wurde deßwegen von dem großen Rath an den Stadtrath gewiesen. Einfach antwortete er diesem auf die vorgehaltene Klage: er habe kein Lehen von ihnen, er sey frey und wolle frey bleiben. Besser glaube er um sie verdient zu seyn als daß sie ihn immer so vor Rath ziehen. Manche waren auch itzt wieder im Stillen auf Wernhers Seite, aber keiner wollte, nach seinem Ausdruck, die Hände in die Gluth schlagen. Bald kam es noch ärger. Wenige Tage nach dieser Entschuldigung reiste er in Geschäften nach Zürich. Gerade um diese Zeit setzten die Zuger ein so großes Mißtrauen in die Züricher, daß sie für ihren in das Thurgau aufziehenden Landvogt Stockar von den Zürichern ein Geleit begehrten. Diese antworteten empfindlich, daß immer jedermann frey durch ihr Gebiet habe ziehen können,

der sie an Ehre, Leib oder Gut nicht beschädiget. Die Vorwürfe der Züricher mußte Wernher in Zug büßen. Franz Zingg, den er in Zürich antraf, lud ihn zum Mittagessen ein; auch Zwingli war Gast. Nichts wurde gegen die Religion und Zug gesprochen. Kaum war er aber zu Hause, so wurde er böser Verabredungen beschuldigt. Der Rath strafte ihn um fünfzig Gulden und gebot ihm der Leute und Dinge müssig zu geben. Noch weher that ihm das Verbot den Canton Zürich ein Jahr lang nicht zu betreten. Auf die Bitte ihm das Land offen zu lassen, erhielt er die spöttische Antwort: „Sie möchten wohl so lange wirthen als er Zehrung hätte.“ Erst um den Herbst wurde ihm das Land wieder geöffnet. Während dieses Vorfalls war der Ammann Thoß abwesend, aber von allem wohl unterrichtet. Von der Strafe erhielt dieser sechzehn Gulden. Den Unwillen über seine Gemeinschaft mit Zwingli und den Zürichern ließen ihn auch die Lucerner empfinden. Sie kündigten ihm die Präbende in Münster auf, die er im folgenden Jahre abtrat, da er gerade so viel davon bezogen, als sie ihn gekostet hatte. Heinrich Schönbrunner hatte an dieser Anklage einen großen Antheil. Man nannte die Weibsperson, welche ihm und dem Pfarrer Hans Schönbrunner Briefe von Zürich gebracht, daß Wernher mit Zwingli gegessen habe, allein diese wollte nichts davon wissen. Kaum war ihm der freye Wandel wieder gestattet, so mußte er noch vorsichtiger seyn, da Zürich und

Zug sich rüsteten und sich gegenseitig fragten, wessen sie sich gegen einander zu versehen hätten? So kränkend und beunruhigend diese Auftritte waren, so hatte doch Wernher in Zug noch einige gleichdenkende Freunde, welche mit ihm litten oder durch ihr Mitleid seine Leiden versüßten. Unter diese gehörte Wernher Brandenberg. Zur Tröstung und Stärkung erhielten die Leidenden theilnehmende Briefe von Cappel, da sie nicht mehr sicher dahin wandeln konnten.

Um nicht die Berichte von Verfolgungen zu sehr zu häufen und den Leser dadurch zu ermüden, machen wir in der Geschichte unsers Wernhers eine kleine Pause und werfen einen Blick auf seine Studien. Sein Reichthum und sein Glaube ließ ihn keine Pfründe suchen, derer er weder bedurfte, noch mit gutem Gewissen versehen konnte. Er wollte seine äussere Lage und sein Gewissen frey erhalten. Muße genug blieb ihm also übrig um seine Zeit, insoweit ihn seine Gegner ruhig ließen, nach Wunsche zuzubringen. In dem Hause eines Vaters erzogen, der an allen Kriegen und Geschäften des Landes Antheil hatte, in einer Zeit, wo sich der höchste Ruhm des Volkes und seine allmählige Schmach entwickelte, und in der Nähe von Männern, ohne deren Rath und That nichts grosses und wichtiges geschahe, lebte in Wernher eine Liebe zum Vaterlande und eine Theilnahme an der Geschichte desselben auf, daß er nicht nur früher da sich einfand, wo wichtige Gegenstände verhan-

delt wurden, sondern auch um die Vergangenheit sich bekümmerte und mancherley sammelte, was die Heldenthaten der Vorzeit und Gegenwart beurkundete. Die Lieder, welche die Schlachten der Eidgenossen besangen, von dem harten Streite von Sempach an bis auf seine Zeit, trug er in eine Sammlung zusammen, und bahnte so die kleinen Geschichtsbücher an, die er nachher niederschrieb, „damit man den Auf- und Abgang dieser Welt erkenne, im Abgang getröstet, im Aufgang gedemüthiget werde." Näher als die Vergangenheit lag ihm sein so merkwürdige Veränderungen erzeugendes Zeitalter, besonders die Zwietracht der Eidgenossen, und ihre politische und religiose Quelle. Er sammelte alle Schriften, die gegen einander gewechselt wurden. „Zu einer Gedächtnus, wie dieser Handel eingerissen, das jezt nicht selzam aber mit der Zeit vergessen wird." Die höchste Aufmerksamkeit wiedmete er der Erforschung des göttlichen Wortes. In der Gesellschaft eines Zwingli, Bulliger und anderer gelehrten Freunde mochte er am meisten fühlen, wie weit er an Wissenschaft zurückstehe; daher das Verlangen entstand, von Bullinger eine Auslegung der paulinischen Briefe und eine Anweisung zur Einrichtung seiner Studien zu erhalten. Dieser von Jugend auf unermüdete Gelehrte entsprach sogleich dem leztern Wunsche in einer kleinen Schrift, die mit Unrecht vergessen wurde bis der jüngere Zwingli zwanzig Jahre nach dem Tod ihres Verfassers dieselbe herausgab. Diese

Hodegetik lohnt auch itzt noch den aufmerksamen und lernbegierigen Leser und zeigt, wie die seligen Reformatoren die Wissenschaften mit den heiligen Studien verschwisterten. Die Eintheilung der Zeit und die Diätetik der Studierenden steht als Einleitung voran, dann folgt, traurig genug, eine nothwendige Apologie der profanen Litteratur, die doch schon durch den Nahmen der humanen eine höhere Weihung enthält. Schwärmer und Frömmlinge, die ihr Geschwätz für Begeisterung und ihre Träume für Auslegung hielten, hatten alle Wissenschaften verdächtig gemacht. Wie der religiose Jude mit der schönen Heidin (5 M. 21) so dürfen profane und heilige Studien sich mit einander vermengen, und damit es nicht an Beispielen fehle, werden die frömmsten und gelehrtesten Väter angeführt. Die Lesung der Philosophen wird zur Erlangung der Weltweisheit mehr als der Unterricht in der Philosophie empfohlen, dann folgt die Poesie, was und wen man lesen solle, Virgil, Horaz, Ovid, die lateinischen und griechischen Comiker; die Fabeln vorzüglich als Mythen, Satyren und Schauspiele als Spiegel des menschlichen Lebens. Von der Poesie gehet der Mentor zu den Rednern über, und äussert den Wunsch, daß alle schweizerischen Jünglinge die Philippiken des Cicero und die Reden gegen den Verres und Catilina lesen möchten, um die Ränke herrschsüchtiger, durch Luxus verdorbener Menschen, (Reisläufer und Pensionairs) und die gute und böse Gestalt freyer Verfassungen ken-

nen zu lernen, zur richtigen Einsicht und Wendung ähnlicher Fälle. So wie Bullinger aus dem Studium der Geschichte das höchste Vergnügen genoß, so legt er dasselbe nebst trefflichen Winken über die Ursachen und Folgen der Begebenheiten dem forschenden Freunde ans Herz. Die mathematischen Wissenschaften, wozu er die Musik zählet, dürfen als eingreifend in alles menschliche Thun und Wissen nicht fehlen; dann räth er nicht ganz fremde in der Medicin und Rechtsgelehrtheit zu seyn, doch mit Uebergehung des päpstlichen Rechtes, das voll ungerechter, tyrannischer und fremder (transalpinischen) Lehren aus den christlichen Staaten verbannt werden sollte. Die vornehmsten Schriftsteller, welche in allen diesen Wissenschaften gelesen zu werden verdienen, werden nun angegeben, und der Ruhm der Humaniora damit beschlossen, daß der kaum ein Mensch genannt zu werden verdiene, der dieselben nicht kenne, denn „sie machen uns „so weise, daß uns in dem menschlichen Leben „kaum etwas begegnen kann, das wir nicht vor„her genau kennen; sie lehren uns gute Sitten, „Ehrgefühl, Beförderung aller nützlichen Unterneh„mungen, Haß gegen alle Umtriebe; sie pflanzen „uns Artigkeit und Feinheit im Umgang ein; da„her heissen sie auch die schönen und humanen „Wissenschaften.“ Hierauf folgt die Anleitung zu den heiligen Studien, und wie man mit einem frommen, vorurtheilsfreyen und friedlichen Gemüth zu denselben sich wenden müsse. Die Empfehlung

der hebräischen und griechischen Sprache, die nicht so schwierig seyen, daß sie nicht auch in ältern Jahren gelernt werden können, deutet an, daß Wernher die Grundsprachen noch nicht kannte. Nach Angabe mancherley Regeln über die Behandlung und das Lesen der heiligen Schriften bricht Bullinger zuletzt in die Worte aus: „Wer kann ihre An„nehmlichkeit und ihren Nutzen aussprechen? Ihre „Worte sind Worte des Lebens, reine, himmlische, „göttliche, flammende Reden, welche die christli„chen Herzen in Bewegung setzen, ergötzen, ergrei„fen, anziehen, hinreissen, begeistern, mit dem „reinsten Feuer entflammen und auf eine wunder„bare Weise umgestalten; sie besitzen eine himmli„sche Kraft die Gemüther zu trösten, aufzurichten, „und durch ihre unaussprechliche und übernatürliche „Anmuth einzunehmen und zu besänftigen." Leicht kann man denken, daß eine solche lehrreiche Institutio studiorum, wie Bullinger seinen Aufsatz nannte, die jede Wissenschaft nach ihrem Einfluß würdigte, dem Wernher manchen angenehmen Genuß verschaffte. Die Ergötzung der profanen und der Trost der heiligen Schriften war ihm gleich nothwendig zur Erheiterung und Stärkung bey den nun nicht mehr ruhenden Verfolgungen, die ihn trafen.

Das Jahr 1529 begann unter trüben Auspicien. Die Partheyen wurden erhitzter und schonungsloser. Auf der Straße sprach ein Erboster: „Die Pfaffen sind alle Schelmen." Wernher, der

dieses hörte, erwiederte: „Ich bin keiner, zeige die Schuldigen an.“ Der Zornige stach mit entblöstem Schwerdte gegen ihn. Dieser öffentliche Frevel blieb ungestraft, aber Wernher mußte zehen Schilling Buße geben wegen der entschuldigenden Rede und einen Widerruf thun. Bald darauf wurde eine Landsgemeinde gehalten, ob die Zuger in den Bund mit Ferdinand von Oesterreich treten wollen? Dieser Bund gefiel manchem nicht, und Wernher sahe nur zu wohl ein, wie uneidgenössischer Haß diese ungewohnte Freundschaft erzeuge. Im offenen Rath sprach einer, der Steiner habe gesagt: „Man soll handlich dawider seyn.“ Als er Untersuchung und Genugthuung begehrte, widersprach ihm einer seiner Verwandten zuerst: „Was er im„mer wolle. Seine Meinung sey genugsam bekannt. „Man wisse wohl, daß er gesprochen, wenn er und „Meister Bartlime Predicanten werden, so müsse „alles ganz anders gehen.“ Auch das hatte er nie geredt, noch weniger wollte er je ihr Predicant werden, da er gar nicht mit ihnen fortkommen konnte. Zulezt warf man ihm vor: „Er sey allweg wider das Geld,“ daran spürte man, was ihnen am Herzen lag. Was dem Canton und der Eidgenossenschaft nütze oder schade, mochte Wernher als Vaterlandsfreund nicht unterdrücken, da kein Gesetz die Stimme des Bürgers beengte. Nach einigen Tagen erklärte ihm der Rath, ohne ihm anzuzeigen, worin er gefehlt, daß Zug mit den vier Waldstätten sich vereinigt, bey dem alten Glauben und Ge-

bräuchen zu bleiben, und niemand gestatte dagegen zu handeln. „Ihr seyd, sprachen sie zu ihm, zu „viel unruhig, nehmt euch euerer Herren Sachen „viel zu viel an; sie haben Eid, Ehre und Ver„nunft, wollen nicht von jedem gerechtfertiget seyn, „und haben bisher nichts verhöhnt." Das Ende dieser Lection war Verzeihung des Vergangenen und Drohung scharfer Ahndung bey künftigen Vergehungen. „Wahrlich unverdient, setzt Wernher hinzu, das weist, der da ist ein Erkenner und Richter aller Menschen Herzen." Wie hitzig die Zuger waren erfuhren die Rathsboten aller eidgenössischen und zugewandten Stände, die wegen des Ferdinandischen Bundes die fünf Orte besuchten. Ohne heftige Unterbrechung konnte in dem dreifachen Landrathe in Zug ihre Instruction nicht verlesen werden, und man versicherte ihnen, die Gemeinden seyen noch viel hitziger. Bey diesem Ungestümm gegen die biblischen Lehren, da viele deren Bekenner als Unchristen ansahen, bekannte Wernher mündlich und schriftlich vor dem Rath seinen Glauben. So sprach und schrieb er:

„Herr der Ammann, gnädige meine Herren!

„Mir ist wohl wissend und ich empfinde es in manchem Weg, daß ich verunglimpft werde, als hätte ich einen verruchten Glauben und solchem anhängig sey. Gnädige, liebe Herren, Ihr wollet als Euch ziemt meine Antwort gnädig hören, ungezweiflet Ihr

werdet eines andern berichtet und mich besser bedenken. Ich will Euch auf das kürzeste meines Glaubens berichten, meine Unschuld anzeigen und darnach Euch zum freundlichsten bitten, Ihr wollet mich als den Euern gnädig bedenken und annehmen."

„Ich glaube an einen allmächtigen, ewigen Gott. Ich glaube sein heiliges, wahres, ewiges Wort. Ja sein Wort, nicht das oder dieses, es sey alt oder neu, das Wort, das da wahr ist und bleibt in die Ewigkeit, nicht in zehen oder hundert oder tausend Jahren erdacht und angenommen, sondern von gemeiner Christenheit nun schier in 1500 Jahren erhalten."

„Ich glaube, daß Gottes Allmächtigkeit, unergründliche Weisheit und Ordnung in allen seinen Werken geschehen, und täglich geschehe, denn ohne ihn ist und wird nichts."

„Ich glaube, daß sich der Gott und himmlische Vater nach der Menschen Fall über die Menschen erbarmt hat und ihnen aus Gnaden einen Heiland, Trost und Versöhnung verheissen, dann vor 1500 Jahren wahrhaftig geleistet, welcher sein einiger Sohn ist, welcher um unsertwillen vom heiligen Geist empfangen, gebohren aus Maria der Jungfrau nach Inhalt unsers alten christlichen Glaubens. Ich hoffe durch ihn selig zu werden. Ich hoffe durch ihn in unserm Anliegen erhört zu werden. Ich hoffe, daß uns Gott alle Ding durch ihn und mit ihm gebe als Mitbrüdern und Miterben."

„Ich glaube an den heiligen Geist, welcher ein Lehrer und Stärker der heiligen Kirche ist, welche von Ewigkeit erkennt ist und erwählt; die irret nie mehr in den Hauptstücken des Glaubens. Ich glaube, daß die von der Kirche sind mit Seel und Leib ewig bey Gott leben werden, die nicht von der Kirche sind ewig gepeiniget nach dem jüngsten Tag. Gnädige, liebe Herren, das ist in Summweise mein Glaube.“

„Wo Ihr Grund oder weitern Bericht des Glaubens begehrt bin ich nach der Lehre Petri ganz urbietig zu geben, wo ich aber irre, des ich mich nicht versehe, begehre ich von männiglichem Bericht und ganz gutwillig abzustehen, das Ihr mir dann nicht für einen Frevel sondern für einen Misverstand achten wollet.“

„Zum anderen. Meine Unschuld in diesem Fall sollet Ihr also verstehen. Es ist nicht ohne, ich bekenne, daß viele Bräuche oder Misbräuche mit der Zeit eingerissen sind, dem wahren, rechten und uralten christlichen Glauben ganz ungemäß und widrig, (man soll je die Wahrheit bekennen) und insonders in der höchsten Sache. Daß ich aber, als eine einspännige Persohn, mich unterstanden das zu ändern oder abzuthun, das ist nicht und ziemt mir auch nicht, sondern den Fürgesetzten und der Oberhand im Worte Gottes und weltlicher Oberkeit, welche schuldig sind zu wachen, zu schützen und zu schirmen Gottes Lob und ihres Nächsten, besonders ihrer Befohlnen Nutz und Heil, darum sie

auch Rechnung zu ihren Zeiten geben werden. Ich und ein jeder Einspänniger mus dulden und tragen, wie Micha lehrt C. 7, und Christus (Matth. 5,41), wo es aber wider Gott und meiner Seelen Heil reichen will, so bekenn ich, daß man Gott mehr als den Menschen schuldig ist. Ich will auch keine Unruh machen sondern um Frieden und Ruh willen mich dahin fügen, wo man mich gern bleiben läst und ein Wohlgefallen daran hat. Ich bekenn, daß ich mich in das Land und das Land nicht in mich sich schicken werde, darum für meine Persohn es mich gar nicht irret, wo Ihr Euch vereinbaret oder verbindet und warum. Als ein alter guter Bürger wollte ich, daß Ihr Euch allweg dahin schicket, das unser aller Lob, Nuz und Ehre. Das sollet Ihr mir vertrauen."

„Daß Ihr niemand wollet gestatten, der unter Euch sey etwas dawider zu handeln. Gnädige, liebe Herren, ich stehe hier und bezeuge vor Gott und allen denen, die mit mir gehandelt haben, daß ich mich nie geändert in den Ceremonien, das sind auswendige Bräuche und Zierden der Kirche, sondern um der Liebe und Aergernus willen gehalten und geduldet, in Hofnung Gott werde zu End der Seinen nicht vergessen und die Wahrheit werde uns erlösen."

„Gnädige, liebe Herren, habe ich etwas anders gelehrt, verärgert oder gehandelt, so stehe ich hier mit meinem Leib und Gut und will das Recht von Euch erleiden, ungezweifelt, es werde sich finden

nichts unbilliges in diesem Fall von mir gehandelt. Darum mir nicht fürzuhalten ist, daß ich etwas wider Euch handle oder unruhig sey, belade mich Euerer Sachen, Ihr habet Eid, Ehre und Vernunft, wollet nicht von jedem gerechtfertiget werden und habet noch nichts verhöhnt."

„Gnädige, liebe Herren. Es ist nicht ohne, ich habe etwa geredt, ich wollte, daß unsere Herren der Sache besser bericht wären, ohne Zweifel sie würden bescheidener handeln und die Sachen bas bedenken. Daß ich mich aber Euer belade, hoffe ich, Ihr könnet das nicht für Uebel haben. Ich bin der Euere, habe auch da zu gewinnen und zu verlieren, sowohl als ein anderer Mitbürger. Daß Ihr Eid, Ehre und Vernunft habet, das glaube ich gern, halte Euch dafür, so weit Ihr bericht wäret, Ihr wollet niemand unrecht thun, Ihr sollet aber mir nicht für übel haben, die Sache ist gros und schwer, dann auf beiden Seiten zu lützel und zuviel ist, darum sie wohl zu betrachten und zu berathen, besonders da der Handel geistlich ist und die Schrift das erklären und zufrieden stellen mus —."

„Gnädige, liebe Herren. Wie Ihr seydt Herren zu strafen das Uebel also sollet Ihr Väter seyn zu beschirmen das Recht. Ich begehre nichts weiters. Ihr wollet die Sache mit der Wahrheit erfragen und nach Gestalt des Handels handeln als Euch gebührt. Ihr wollet auch Väter seyn und mich und andere vor Gewalt und Unbill schützen

und schirmen nach Inhalt aller Rechte. Ja die bloße Natur giebt solches zu. So trau ich zu Gott und zu Euch, meine Herren, wir wollen wohl der Sache eins werden und bey einander Lieb und Leid leiden als man spricht. Weiter begehre ich in dem Fall nichts von Euch. Das wollet ihr für bas ansehen. Ihr wollet auch ansehen, was recht und billig, daß ich von den Euern bin, von Stadt und Amt, die Euch von je Welten her in Treue und wohl gedienet haben. Ihr wollet auch ansehen, daß ich allweg ein guter Zuger gewesen und noch bin und das mit Worten und Thaten bewiesen." Nun zählet er auf, welche nicht geringe Summen er den Kirchen und Armen gegeben, wie er in den lezten Jahren über tausend Gulden verbauen habe, woraus sie sehen können, „daß ich keineswegs von Euch stelle, sondern gern Lieb und Leid mit Euch theilen will."

„Wollet Ihr mich, so schließt er, als den Eueren befohlen haben, so will ich mit ganzem Vertrauen und geneigtem Willen Euch für meine Herren und Väter haben, zu Euch setzen und alles das thun, das ich schuldig bin für und nicht hinter."

Diese Apologie seines Glaubens und Bürgersinns, so wahr, einfach, bescheiden, eines guten Christen und Bürgers würdig dieselbe ware, machte nicht den geringsten Eindruck auf diejenigen, welche sie berichten oder besänftigen sollte. Sie waren eben so unwillig seine Vertheidigung zu lesen als sie zu hören. Wernher erhielt keine Antwort. Als

er am folgenden Morgen den Ammann Thoß zufällig am See antraf und ihn fragte: Ob der Rath ihn schützen wolle, da er so großen Auffsatz leide und es höchst unbillig sey, daß einer sich selbst schirmen solle, erwiederte ihm derselbe: der Rath sey so unwillig, daß nicht einmal eine Umfrage geschehen. Erschrocken wie ein Fremder oder gar wie ein Uebeltbäter behandelt zu werden fragte er den Ammann weiter, was nun zu thun sey? Dieser rieth ihm bis der Sturm sich gelegt an einen andern Ort sich hinzubegeben.

Noch war ihm seine Vaterstadt zu lieb um diesem Rath zu folgen, aber die Aussicht wurde trüber und die Unruhe größer. Jedermann rüstete sich zum Krieg. Gegenseitig wurden die Hochwachten und Wachten bestellt, die tapferste Mannschaft zum Panner ausgerüstet, und in Zug was Waffen und Stangen tragen konnte aufgeboten, beym Klang der Sturmglocke auf dem Baarerboden sich zu sammeln. In dieser gefährlichen Lage war Wernher für seine historischen Sammlungen besorgter als für sein Vermögen. Durch einen Vertrauten ließ er dieselben auf einen Heugaden verbergen, damit kein Argwohn entstehe, wenn diese Schriften während seiner Abwesenheit beym Landsturm oder durch einquartierte eidgenössische Soldaten entdeckt würden. Einige junge Leute sahen diesem Verstecken zu, und in der Meinung Kostbarkeiten zu finden spürten sie gleich nach. Wie groß wurde der Lerm als sie Schriften hervorgezogen. Sie fanden neben den

historischen Sammlungen einige Trostbriefe von Cappel geschrieben, und die Geschichte seiner eigenen Verfolgungen in Zug, niemand zum Schaden aufgezeichnet. Die jungen Leute, als ob sie eine große Beute gefunden, aßen und tranken auf Wernhers Unkosten, und im ganzen Land erscholl das Geschrey, alle Geheimnisse des Rathes seyen in den verborgenen Schriften enthalten. Obwohl die Gemeinden die Gewalt zu strafen und zu schirmen dem Rath übertragen hatten, so wurde dieser vermeinte Frevel als ein Staatsverbrechen für die Gemeinden gezogen. Diese verzögerten die Untersuchung und das Urtheil. Bald war es den einen nicht gelegen zusammen zu kommen, bald den andern angenehm auf fremde Kosten zu zehren. Wernher blieb nach diesem Fund noch eilf Tage in Zug, als sie aber den Handel immer vergrößerten, begab er sich nach Muri. Sobald er sich entfernt hatte nahmen die Gewaltigen unter dem Schein guter Fürsorge die Schlüssel zu den Kasten weg, andere wollten das Haus schliessen. Nach vier Wochen strafte ihn der Rath um hundert Gulden, und verurtheilte ihn zur Bezahlung der Unkosten, die über sechzig Gulden betrugen, alles ohne Schaden seiner Ehre. Bey einer Berathschlagung über diesen Handel bewirkte das Uebermaaß des Essens und Trinkens solche ungeschickte Reden und Thaten gegen einen Benachbarten, daß sie nachher beym Ausbruch des Krieges öffentlich gerügt wurden. Auch in diese Strafe mußte Wernher sich fügen. Wenn er über Unbill

klagte, so antwortete der Rath oder der Ammann: „Wir sind des gemeinen Mannes nicht Meister und müssen manches wider Willen thun ihn zu stillen.“

Unter diesen Umständen sah nun Wernher ein, daß die Zeit der Verfolgung eingetreten, die das Evangelium selbst als einen Wink zur Flucht angiebt. Ueber das lezte Urtheil ließ er sich eine Urkunde ausstellen, da dasselbe ungleich ausgelegt wurde, und zeigte dem Ammann seinen Entschluß an nach Solothurn in Geschäften zu gehen um dort ein Erbe für Verwandte zu berichtigen. Zulezt gab er nicht undeutlich zu verstehen, daß er wohl andern Schutz werde suchen müssen, wenn ihm der Rath keine Versicherung des Schirmes gebe. Immer habe er gehört, nichts sey auch eine Antwort. Sein Sinn war in Bern sich niederzulassen, wenn er sicher und ohne Abzug wegkommen würde. Der Ammann eröffnete ihm nun den Befehl des Rathes sich nicht zu entfernen und versprach ihm Schutz, wenn ihm etwas Unangenehmes widerfahren sollte. Wernher erwiederte: „Das wäre wohl gut, wenn „Ihr Herren wäret. Ohne Noth habet Ihr mich „vor den Gemeinden verunglimpft, es könnte mir „zu spät werden Euch um Hülfe anzurufen. So „Ihr den gemeinen Mann nicht meistern könnet, „um wie viel weniger ich.“ Der Ammann schwieg und gab ihm keinen weitern Rath, weder Gebot noch Verbot. Nach dieser Erklärung rüstete sich Wernher zur Abreise und zwar nicht im Geheimen. Die ganze Stadt sahe ihn reisefertig, öffentlich um

den Mittag ritt er weg, nachdem er zu diesem Zweck von Verschiedenen Geld eingezogen. Auf sein Geheis brachte der Hauptmann Bolsinger im Rath an, daß sein Vetter Peter Züricher mit ihm nach Solothurn reisen werde. Niemand legte ihm eine Hinderniß in den Weg oder ein Verbot vor. Als wenige Tage nach seiner Abreise der Krieg loszubrechen drohte, sandte er seinen Begleiter von Solothurn nach Zug mit der schriftlichen Anfrage: Ob er zurückkommen oder zu seiner größern Sicherheit bleiben solle, wo er sich befinde? Der Rath gib ihm keine Antwort. Von Solothurn verreiste er nach Bern und durchlebte dort einige bange Wochen. Ihn beunruhigte die unfriedliche Gestalt des Vaterlandes und die Lage der Seinigen zu Hause. Sene Gattin hatte er hochschwanger hinterlassen. Sie genas von einem Söhnlein, das den Nahmen des von der muthwilligen Jugend in Zug so verachteten Apostels erhielt. Mit Gewalt führten ihm während des Krieges einige Angesehene, deren Nahmen er zur Schonung ihrer Ehre verschweiget, ein Faß Wein aus dem Hause weg, ohne alle Entschädigung. Sobald der Friede geschlossen war, begehrte er von den Bernern ein Zeugniß über sein stilles Verhalten. Wenig achteten die Zuger darauf, welche die Frage über die Strafbarkeit seiner Abwesenheit an die Gemeinden verwiesen. Von Bern erhielt er Empfehlungen nach Zürich. Um Zug näher zu seyn begab er sich nach Cappel, wo er zuerst vernahm, wie Ammann Thoß ausstreue, daß

er ihm beym Eid verboten hinwegzugehen. Erst nach mehreren Wochen gab ihm der Rath das begehrte Geleit, ohne das er nicht sicher in seine Heimath hätte gehen dürfen. Bey seiner Zurückkunft trat er vor Stadt und Amt und zeigte ihnen die Ursache seiner Abreise an. Den nahen Ausbruch des Krieges habe er nicht voraussehen können, den, wie sie wohl wissen, der Tag im Beckenried entschieden. Der Ammann behauptete das Verbot der Abreise beym Eid. Widerlegen konnte Wernher diese Aussage nicht, oder wenigstens auf keine gesetzliche Weise, weil nach den Satzungen der Stadt sieben Zeugen dazu erfordert wurden, und bey seiner Unterredung mit dem Ammann niemand zugegen war, aber feierlich betheuerte er, daß er weder dem Ammann noch dem Rath einen Eid gethan. Als sie ihm vor einem Jahr einen Eid vorgelegt, wollte er denselben thun, wenn sie ihm die Freheit eines Layen gestatten; da nahmen sie den Eid wieder zurück. Zu seiner Vertheidigung berief er sich auf ihr leztes Strafurtheil, daß er alles gebüßt, was bisdahin wegen des Glaubens sich zugetragen, und einer neuen Schuld sey er sich nicht bewußt; er zog ihre Kenntniß von seiner Abreise an, berührte seine mannigfaltigen Verdienste als guter Bürger und endigte damit: „Es ist auch nichts „neues, so einer so viel Widerwillen, Aufsaz und „Gewalt spürt um der Ruh willen zu weichen, „und von viel heiligen und frommen Menschen ge„braucht, ja von Christus selbst.“ Nun trat er ab.

Mehreres, das der Rath noch besser wußte, führte er nicht einmal zu seiner Vertheidigung an. So sehr der Ammann auf dem gegebenen Verbot beharrte, so hatte doch einmal sein Oheim, der Statthalter Erni Brandenberg, dem Rath vorgetragen, daß sein Neffe allzuviele Geschäfte habe um darauf zu setzen, ob jenes Verbot geschehen sey oder nicht, und was die Hauptsache war, der Friede tilgte jedes vermeinte oder wirkliche Vergehen, auch wenn einer die Waffen gegen seinen Canton getragen hätte. Ungeachtet dieser Verhältniße suchten sie ihn doch zu strafen, und damit sie dieß um so viel sicherer thun können, ließen sie ihm durch den Ammann sagen: „Seine Herren würden es gern sehen, „wenn er bey ihnen bleibe, wenn er aber das nicht „wolle, so stehe er hier in ihrem Geleit, und soll „sich ihnen ergeben, damit er dann ziehen könne „wie er wolle.“ Gutmüthig ergab er sich nach dem Rath seiner Freunde ohne Schaden seiner Ehre. Kaum war dieses geschehen, so strafte ihn der Rath um hundert Gulden. Es fehlte nur eine Hand und er wäre um hundert und fünfzig Gulden gebüßt worden. Um Ruhe zu erhalten fügte er sich. Den dritten Theil der Strafe erhielt der Ammann Thoß, der allein gegen ihn zeugte. „Wahrlich schwehr zu hören, ich gebe es Gott und allen Verständigen zu erkennen, wie billig mit mir gehandelt sey.“ Das begehrte Mannrecht wurde ihm willig ausgestellt. Am folgenden Tag trat er vor den Rath der Stadt mit der Bitte ihn freundlich ziehen zu lassen. Nicht

Muthwille — Noth und Gewissen dringen ihn dazu. Im Baarerboden hätten sie geschworen den sieben Sacramenten treu zu bleiben und den alten Gebräuchen, aber auch erlaubt jedem mit Leib, Hab und Gut wegzuziehen, wer dieß nicht thun wolle. Gestern habe ihm der Ammann eröffnet, wenn er sich an die Gnade seiner Herren ergebe, so könne er frey ziehen. Die Antwort ware: was die Herren von Stadt und Amt gemacht, gehe die Freyheiten der Stadt nichts an. Vergebens stützte er sich darauf, sie seyen ja alle dabey gewesen, und der Vogt Jacob Stockar habe angegeben ihm diese Eröfnung zu machen. Nach einem neuen Rathschluß mußte er noch siebenzig Gulden Abzug bezahlen. Der Rath verhieß ihm Sicherheit für sich und sein Vermögen; aber kaum war er weg, so sagte ihm der Ammann Thoß, er wolle ihm nicht rathen hin und her zu wandeln, sie haben ein ungemeistertes Volk und können ihn nicht schützen. Sollte ihm etwas begegnen, so würde es den Herren leid und ihm nicht geholfen seyn. Diese neue Erfahrung prägte ihm den Spruch noch tiefer ein: Sieh auf Gott, vertraue keiner Creatur, schau für dich. Im acht und dreyßigsten Jahre seines Alters, an dem Tage, an dem er vierzehen Jahre vorher mit seinem Vater sich gerüstet für das Vaterland in den harten Kampf über die Alpen zu ziehen (26. Aug.) schied und verließ er die liebste und höchste zeitliche Habe, das Vaterland, den Menschen das theuerste und wertheste Gut in dieser Zeit, unter mannigfaltigem

Gefühlen der Trauer, doch Gott dankend, der ihn aus dem harten und grausamen Joch des Papstthums erlöset. Er übernachtete in Cappel, auf Zug und seine Verfolgungen von einem höhern Standpunct herabblickend, und gieng dann den folgenden Tag nach Zürich. Das freye Bekenntniß der evangelischen Lehre zog ihn dahin. Die Welt, so hatte er vorher bedacht, sey zwar wo man hinkomme Welt, und ehe man Christum bekenne, so müsse man vorher wohl prüfen, ob man auch ausharren möge, „denn das Leiden Christi ist hie Leiden, Verachtung und Sterben dort aber durch ihn Freude, Ehre und ewiges Leben."

Sobald Wernher nach Zürich kam, kaufte er nach dem Rath Zwinglis ein Haus (den Grundstein). Der Rath nahm ihn als Bürger an. Vier Wochen nach seiner Auswanderung folgten ihm seine Gattin und Kinder nach. Ehe er sein Haus ganz eingerichtet hatte, gab ihm der freundschaftliche Abt von Cappel Wohnung in seinem Hof. Als alles fertig war, bezog er sein Haus mit dem Bewußtseyn und dem Gebete: „Gott ist dem Bekehrenden gnädig, dem Verharrenden gerecht. O Herr! erbarm dich unser, denn du magst, willst und weissest was uns Noth." Sein Gewissen und seine Person waren nun frey von Zwang, Nachstellung und Strafe. In Zürich fand er die alten bewährten Freunde Zwingli, Geroldseck, Leo Judä und andere, deren Umgang ihn für die überstandenen Leiden entschädigte. Da er auch hier keine Anstel-

lung suchte, so benutzte er diese Muße, seine christlichen und wissenschaftlichen Kenntnisse zu vermehren. Er nahm fleissigen Antheil an der Prophecey, das heißt: an Zwinglis und seiner Freunde Vorlesungen über die heilige Schrift, und setzte seine historischen Sammlungen fort. Einen ernsthaften Blick erfoderte auch der Gang der Zeit. Der erste Landesfriede enthielt soviel brennbaren Stoff, der den Ausbruch einer noch größern Flamme drohte, aber nicht alle wollten sehen. Wernher für sein neues und altes Vaterland besorgt kannte seine alten Mitbürger und die Waldstätte, die sich nicht so leicht demüthigen lassen, und die stolze Sicherheit der Züricher lag ihm vor Augen. Der Zwang auf beiden Seiten gefiel ihm nicht. Er lobte die Bündner, die von Anfang an die Gewissen frey ließen und sich dadurch viel Unruhen ersparten. In auswendigen Dingen hätte er gern den Schwachen, so viel als mit Gott möglich, nachgegeben; auch war er in der eidgenössischen Geschichte zu sehr bewandert, als daß er nicht hätte sorgen sollen, „es sey nicht Alles (und nicht „jedermann) um den christlichen, sondern um den „weltlichen Glauben zu thun, damit die Christen „unter dem Namen Christi verdeckt werden und die „Widerchristen vermehrt.“ Da er nicht genug Züricher war um die Zuger zu vergessen und das Wohl Aller ihm am Herzen lag, so konnte er auch in Zürich der übeln Nachrede oder gar dem Haß der Einseitigen, die nur Züricher und nicht Eidge-

nossen, nur Anhänger des neuen Glaubens und nicht Christen waren, nie ganz entgehen. An den Begebenheiten selbst nahm er keinen Antheil. Er begleitete zwar den Zwingli, als dieser heimlich nach Bremgarten ritt, um auf die Berner zu wirken, doch mehr bey den gefährlichen Zeitläufen als beschützender Freund, denn um dort etwas zu schaffen. Da der muthige Rudolf Collin der andere Gefährte war, so scheint es, Zwingli habe die Beherztesten unter seinen Vertrauten zu Begleitern gewählt. Auf der Rückreise war er Zeuge des ahndungsvollen Abschieds, den Zwingli von Bullinger nahm. Weinend gnadete er ihm mit den Worten: „Mein lieber Heinrich, Gott bewahre dich. Sey treu am Herren Christo und seiner Kirche.“ Was nun erfolgte, konnte Wernher nicht befremden, da Zwinglis richtiger Blick in Bremgarten den schlimmen Ausgang vorher gesagt hatte. Je größer die Spannung wurde, desto schlimmer mochte ihm zu Muthe seyn. Der Sieg, wie die Niederlage, schlug ihm Wunden. Die Züricher berathschlagten noch und sandten einzelne Haufen aus, als die Panner ihrer Feinde schon im Anzuge waren. Noch zwey Tage vor der entscheidenden Schlacht hielt Zwingli seine gewohnten Vorlesungen, ohne daß wir in der Erklärung des biblischen Abschnittes (Lucas XVI, 15—18) irgend eine Spur von drohender Gefahr finden. Vier Tage vor seinem Tode hörte ihn Wernher in der Vorlesung sagen: „Das ist unser bleibendes Ei-

genthum, Gott, den kein Tod und also noch weniger eine irdische Macht entreissen kann, zum Freund besitzen." In seiner lezten sonntäglichen Rede eiferte er noch gegen den Geiz der Pensionaire und ihre feindseligen Umtriebe gegen das Evangelium. „Die Gottlosen machen zwar den Frommen den Einwurf, daß sie auch zusammenkommen und rechnen ihnen, was sie selbst thun, als Vergehen an. Wie ist es den Frommen nicht erlaubt, das Schaaf aus dem Rachen des Wolfes zu reissen, oder gegen die Wölfe sich zu setzen und ihnen die Beute abzunehmen? Warum sollen die Frommen sich nicht vereinen dürfen, um sich zu berathen, zu lesen oder zu schreiben, was zur Beförderung der Frömmigkeit, der Ehre Gottes und der gemeinen Wohlfahrt dient? Warum sollen die Verbindungen der Bösewichter zum Verderben der Wahrheit und Gerechtigkeit allein gestattet seyn? Die Frommen reden und schreiben nur für die Ehre Gottes und das öffentliche Wohl; aber die Gottlosen wenden alle Künste der List und des Betruges an, die Wahrheit zu unterdrücken und die Laster zu befördern." Zwingli verfolgte bis an sein Ende die größten Laster, die er kannte, den Geiz und die Hypocrisie. Wernher bemerkte es in seinem Exemplar der Anmerkungen Zwinglis über die Evangelien besonders, das seye die lezte Predigt „des heiligen Mannes" gewesen. Bey Zwinglis Abschied ahnete er nichts Gutes. Als das Pferd nicht von der Stelle wollte, besorgte er den

Freund zum leztenmal gesehen zu haben. Nun kam Schlag auf Schlag, die Bottschaft dringender Gefahr, der Niederlage, des Todes Zwinglis und so vieler, die sich um die Kirche und den Staat verdient gemacht hatten. Die Zahl der Umgekommenen war leicht zu ersetzen, aber der Werth dieser Männer nicht. Das größere Unglück die Entmuthigung und die Zwietracht folgten. Die Gemüther, wie jeder es meinte, wurden offenbar. Ein zahlreiches Heer zog zwar nach dem Verlust ins Feld; aber die Menge mußte der Kraft weichen. Nicht überlegene Kriegskunst, die Benutzung des Augenblicks, die Einheit in den Maaßregeln und eine manigfaltig aufgeregte Begeisterung trugen den Sieg davon. Der Friede wurde nachtheiliger, da er mit den Einzelnen abgeschlossen wurde und eine traurige Quelle langdaurenden Zwistes, so daß es zum Sprüchwort wurde: die Katholischen können den elenden Landfrieden nicht halten, die Reformirten nicht brechen. So niederschlagend alle diese Ereignisse waren, so fanden die wahren Gläubigen hinreichenden Trost in dem Bewußtseyn, daß auch diese Uebel göttliche Führungen seyen. Wernher bemerkt über den Krieg: „Gottes Will und Ordnung war es also, der schafft und macht alles zu seinem Lob und den Seinen zum Guten;" über die Niederlage bey Kappel: „Gott schickt alle Dinge zum Besten, als er gewiß zu seiner Zeit thun wird. Er wird je der Seinen zu End nicht vergessen;" über die Verbrennung des Leichnahms Zwinglis:

„Dieweil es Gott also verhängt und nachgelassen hat, so wollen wir das ihm und seinem Urtheil empfehlen und heimsetzen, er weiß wohl, wozu es dienen soll." Die gleichen Trostgründe richteten ihn bey der Betrachtung des nachtheiligen Friedens auf. In demselben sahe er zuerst die Erfüllung der Worte Jesu: Ein jedes Reich unter sich zertheilt, das zergehet. Die Ursachen waren ihm nicht unbekannt, aber von Menschen hinweg blickte er auf die oberste Weisheit, ungezweifelt „so sie „unser Fürnehmen gebrochen, sie werde uns auch „wieder aufrichten und lebendig machen. Gott „wird seine Ehre und der Seinen nicht vergessen, „wie er von je Welten her gethan hat allen denen, „die auf ihn gesehen und vertraut haben. Haben „die Creaturen, die alle Jahr wandelbar sind, „ihre alte Art und Natur, wie viel mehr ihr Schö„pfer der allezeit unwandelbar ist und seyn wird." Solche Betrachtungen über die Weisheit des Schöpfers und die vergängliche Pracht der Welt, über den Drang der Kinder des Lichts und die Sorge, das nicht zu verlieren, was die Welt nicht rauben kann, erhoben ihn über den Unfall des Augenblicks und das stolze Geschrey der Sieger: Es ist kein Glück, wo das Wort Gottes überhand nimmt.

In Zürich litt Wernher in diesen stürmischen Tagen, ausser den allgemeinen Uebeln, nichts, da er keine Stelle gesucht hatte und durch Wohlthätigkeit sich auszeichnete. Das Uebergewicht des Siegers hingegen ließen ihn die Zuger fühlen. Als

bey

bey herannahendem Herbste der Ausbruch des Krieges immer wahrscheinlicher wurde, bot Wernher den Ertrag seines Weinbergs in Zug feil. Der Wein war dort wegen der Sperrung der Lebensmittel selten. Mehrere Käufer, die gut und baar bezahlen wollten, meldeten sich. Wernher wies dieselben ab, um seinem Vetter Heinrich Schönbrunner zu dienen, der ihn bitten ließ, ihm den Wein zu überlassen, mit dem Anerbieten, denselben zu bezahlen wie billig und recht. Schönbrunner sammelte ein und führte den Wein in sein Haus. Nach geschlossenem Frieden forderte Wernher die Bezahlung. Die Antwort lautete: Die Herren von Zug haben den Wein zu Handen genommen, er solle die Bezahlung bey dem Käufer suchen. Nun wandte er sich an Schönbrunner und erhielt auf dessen Betrieb ein Schreiben des Rathes, daß er das Geld an seine Herren zu fordern habe, oder ob er sich wolle seinen Wein bezahlen lassen, wie den Zugern ihr Wein in Kilchberg bezahlt worden seye? Dieser wurde während des Kriegs von den Zürichern weggenommen. Offenbar war das Unrecht und gegen das Versprechen, sein Eigenthum zu schützen. Um den Frieden nicht zu stören oder Unwillen zwischen der alten und neuen Heimath zu nähren duldete er den Verlust auf die, den Drang der Zeit bezeichnende, Bitte der Züricher: „das Vergeben ist itzt an uns." Die Zuger gedachten des Weins und der Bezahlung nicht mehr.

Unter die Opfer des Krieges, welche den er-

hitzten Siegern Preis gegeben wurden, gehörten die Städte Bremgarten und Mellingen. Der Predicant von Bremgarten Heinrich Bullinger floh in der Nacht mit seinem Vater, Bruder und Collegen Gervasius Schuler über das Gebirg nach Zürich. Gastfreundlich nahm Wernher die geflüchteten Freunde auf, die, wie er, die Heimath wegen freyem Bekenntniß des Evangeliums verließen. Vier Wochen lang herbergte Bullinger bey ihm und empfieng in diesem Haus den ehrenvollen Ruf, Zwinglis Nachfolger zu werden. Nie vergaß er die Liebe, die ihm Wernher in seinem Exil, das bald sein Vaterland wurde, erzeigte. Dieser forderte für die erwiesene Freundschaft die Lösung eines alten Versprechens, den Commentar über die paullinischen Briefe. Bullinger weihete ihm nach einigen Jahren die Erklärung der Briefe an den Timotheus und erwähnt in der Zueignung die grossen Verdienste, die er um ihn erworben, als er dem Feuer der Verfolgung entrann. Von nun an sehen wir ihn in der Gesellschaft der treuen Freunde Zwinglis, eines Bullingers, Leo Judä, Uttingers und anderen. Mit ihnen reiste er nach Constanz (1533) zum Besuch der dortigen Freunde. Seine Zeit und sein Vermögen wandte er zur Beförderung der Religion und ihrer Freunde an. Allen Bedrängten stand sein Haus offen, alle Würdigen fanden bey ihm Unterstützung. In Zürich erneuerte sich die brüderliche Liebe der ersten Kirche durch Gastfreundschaft und Freygebigkeit gegen ge-

ächtete, verfolgte und mishandelte Glaubensgenossen auf eine bewunderungswürdige Weise. Unter den Ausgewanderten, die Wernher lange bey sich beherbergte, war sein ehemaliger Mitbürger Peter Kolin aus einer sehr angesehenen Familie. Dieser gab bald nach dem Frieden dem Rathe mehrere Schriften, die Religion betreffend, ein, die aber so wenig als Wernhers Vorstellungen gelesen wurden. In Paris gebildet beschäfftigte er sich hauptsächlich mit dem Sprach- und Bibelstudium. Der gelehrte Pellican war sein Rathgeber, als er noch in Zug war. Um ungehindert seinen Forschungen obzuliegen wanderte er nach Zürich aus. Auf Wernhers Rath gab er mit dem vortrefflichen Schullehrer Johannes Fries, dem Wernher den Unterricht seines Sohnes anvertraut hatte, ein deutsch lateinisches Wörterbuch heraus, das sie aus Dankbarkeit ihrem freundschaftlichen Gönner zueigneten. Eben so wiedmete ihm Leo Judä die Erklärung des christlichen Glaubens, die Zwingli Franz I. übersandt hatte. „Dieweil dich Gott, so redet er Wernher an, aus dem Pabsttum und aus dem Reich der Finsternuß in das Reich seines geliebten Sohnes gezogen hat, wie kann ich dich nicht für einen König, so du des obersten Königs Sohn bist, erkennen wegen deiner Liebe und des Glaubens, da du deine Heimath und Vaterland, deine Freunde, Gönner, Verwandte, viel Hab und Gut mit dem gläubigen Abraham verlassen und dich in Haß aller Menschen mit Verlust und

Gefahr deines Guts und Leibes gestellt hast, dann ich für andere wohl bericht bin mit welcher Treue du dem Evangelium angehanget und welchen Schaden du erlitten, wie du auch von denen die unsers Glaubens vermeinen zu seyn verhaßt bist. Gott der Herr erhalte dich lange seiner Kirche, daß durch dich viel Armen geholfen und die Ehre Gottes täglich befördert werde." Die öffentliche Ehre, die solche Männer Wernher erzeigten, bürgt uns für das Ansehen, das er bey ihnen, die nur auf den innern Werth sahen, genoß. Wo er nur immer konnte, half er ihnen bey ihren Arbeiten, besonders war er sehr dafür besorgt, daß kein Wort Zwinglis verloren gehe. An der Herausgabe des Zwinglischen Commentars über das neue Testament hatte er keinen geringen Antheil; auch Pellican rühmt den frommen Eifer seines Nachbars und Freundes Wernhers, der ihn täglich angespornt, seine Arbeiten über die Bibel zur Belehrung der Geistlichen fortzusetzen.

Als einige Jahre nach geschlossenem Frieden die Entzweiten sich einander wieder näherten, erhielt auch Wernher eine Einladung nach Zug zu kommen nebst der Zusage vollkommener Sicherheit. Sechs Jahre hatte er seine Vaterstadt wohl nicht anders als von Ferne gesehen, von jenen Anhöhen herab, von denen über den baumreichen Boden von Baar hin die Spiegelglätte des Sees, Zug und der majestätische Rigi als Vorgrund noch größerer Pracht übersehen wird; aber nun trat er wieder, zwar

nur auf einen kurzen Besuch, in seine Vaterstadt und in sein Haus ein. Die Nachbarn und selbst der Rath bewillkommten ihn als einen angesehenen und lieben Gast mit Schenkung des Ehrenweins nach damaliger, hie und da noch bestehender freundlicher Sitte. Zufrieden schied er hinweg und kehrte nach Zürich zurück, wo er seine Muße ferner der Beförderung der Religion, den Wissenschaften, seinen Freunden und der Wohlthätigkeit wiedmete. Den Glauben, für den er alles verließ, sah er nach großen Anfechtungen immer tiefer und fester einwurzeln. In einem Alter von ein und fünfzig Jahren endigte die Pest sein Leben (6 Oct. 1543). An der gleichen Seuche starb sein Freund und Mitbürger Peter Kolin an dem Tage, an welchem seine lateinische Bibelübersetzung die Presse verließ. Wernher war der Stammvater eines in Zürich noch blühenden angesehenen Geschlechtes, das in Krieg und Frieden sich auszeichnete. Einige seiner Nachkommen ererbten von ihrem Ahnherren die Liebe zur vaterländischen Geschichte. Sein Urenkel Hans Peter kaufte die Gerichtsherrlichkeit Uetikon; daher nun diese Steiner, um sich von andern gleiches Namens zu unterscheiden, von Uetikon sich nennen.

Wir beschließen die Geschichte dieses redlichen Forschers der Wahrheit mit der Anrede an seine Freunde und Kinder, die er der Erzählung seiner Auswanderung voraussetzte, ein väterliches Testament, für alle seine Nachkommen.

„Seinen geliebten Kindern, Freunden und

sonders guten Gönnern wünscht Wernher Steiner Gnade, Friede und Liebe von Gott dem himmlischen Vater durch seinen geliebten Sohn in seinem heiligen Geist Amen."

„Ihr, meine Fürgeliebten! Euch möchte sehr verwundern und bey der Zeit je länger je mehr, (dieweil bey der Zeit die Ding, die geschehen sind, vergessen werden) wahrlich nicht unbillig, dieweil unsere Vordern bey je Welten her da gewesen, wohl verdient, auch ich selbst nach meinem Vermögen für und nicht minder gethan, warum ich aus meinem Vaterland kommen, ja vielmehr gedrungen bin, habe ich für mich genommen um der Wahrheit willen, die gründlichen und rechten Ursachen in Schrift zu stellen, denn durch die Zeit der Menschen Gedächtniß abnimmt und vergessen wird und einer die, der ander eine andere Ursach fürwenden wollt, habe ich meiner Herren von Zug versiegelte Unkund darum mir geben die Wahrheit zu erklären und zu bestäten, darzugehalten und die Namen so viel möglich um der Liebe willen verschwiegen und nicht dazu beschrieben euch oder jemand zu Neid oder Haß zu bewegen, sondern vielmehr, daß wir durch Gottes Willen der Menschen Art und unsere Kleinfügigkeit erkennen und in Geduld annehmen, was Gottes Wille und Ehre verordnet hat, daß wir kein Vertrauen weder auf uns noch auf unsere Nächsten haben. Unser Glück ist in seiner Gewalt; er macht und bricht, erhöht und niederet, giebt und nimmt alles nach seinem Wil-

len und Wohlgefallen, nach unserer Heil und Nothdurft, nach seiner väterlichen Art, Brauch und Gewohnheit, darum er die erste und oberste Ursache ist. Ohne ihn sind und vermögen wir nichts. Er ist ein Hausvater aller Dinge, ja unser getreue Vater und weißt, was seinen Kindern nutz und gut; er kann und mag uns wohl helfen und thuts ohne Zweifel, wann es nöthig ist, laßt niemand nichts über sein Vermögen zufallen, führt uns in Betrübnuß und wieder heraus, ihm zu Lob, uns zu Gutem, straft seine fürgeliebten Kind, damit wir ihn und uns selber erkennen, ihn als einen treuen Vater, der da hilft und giebt, uns als Sünder, treulos, und die nichts vermögen ohne ihn. Selig, wer sich ab seiner Heimsuchung bessert und in Geduld nach seinem Willen und Wohlgefallen annimt."

„Die andere Ursache, ja vielmehr Mittel, die Gott seinen Willen zu vollbringen gewirkt hat, ist geschrieben nach der Lehre Pauli (Röm. XV, 4). So ihr nun durch die göttliche und auch diese Schrift erlernet, wie uns Gott in Betrübniß und wieder daraus führet, warum wolltet ihr nicht erlernen Gottes gnädige Art. — Darum vertrauet Gott, nehmet ihn in rechtem Glauben an und schreyet in steter Hoffnung zu ihm allezeit. Fürchtet und liebet ihn, so mag euch nichts mißlingen. Die Wahrheit bleibt in Ewigkeit und seine Barmherzigkeit ist über uns bestätet. Der Herr ist jedermann freundlich und seine Barmherzigkeit ist über alle seine Werke. Das wollet ihr auch an mir erlernen, wie

kleinfügig ich bin, so ihr dieß Buch bis zum End leset, wie viel Gewalt, Auffsatz, Unbill ich erlitten habe, so hat doch Gott seine Gnade und Wahrheit reichlich an mir erzeigt, wie er der Armen, Verlassenen und Unterdrückten nicht vergessen wolle."

„Wiewohl sie alle Heimlichkeit des Handels hinter mir gefunden, viel Nachfragen und Kundschaft über mich gestellt, ja auch hinter mir, nach allem haben sie mir selbst Kundschaft der Wahrheit geben, daß ich nichts wieder meinen Glimpf und Ehre gehandelt habe. Das soll euch als die Meinen billig trösten und als gute Christen freuen, daß wir so einen gnädigen Gott haben der die Seinen nicht verläßt. Wiewohl ich wohl erkennt die Welt allenthalben seyn, so bin ich nach dem Geheiß Christi einmal dem Gewalt und Auffsatz gewichen, wie auch Moses, David, Christus, Paulus gethan haben uns zum Beyspiel, eine Kirche zu suchen, da Christus gelehrt und erkennt wird, und Christum und sein Wort man bekennen durfte mit Worten und Thaten, darzu Schirm und Sicherheit haben insonders vor Gewalt. Die Gnade Gottes sey mit uns."

Handschriftliche Quellen.

Wernher Steiner Tugini Historica B. B. Zürich S. 203.

Chronica Tugiensis manu W. Steineri conscripta. Stiftsbibliothek Zürich. Hottingerisches Archiv T. 15.

W. Steiner Schweizerlieder B. B. Eine schöne Copie hat Herr Professor Müller in Schafhausen.

Varia scripta de cœna s. Henr. Bullingeri B. B. Zürich. Simler Samml. T. 15.

Bullingers Reformations-Geschichte. Simler Samml. T. 6. 21. 23.

Hans Stockars Diarium in Händen Junker Friedensrichter Stockars in Schafhausen.

Anmerkungen W. Steiners zu Zwinglis Commentar über das N. T. In meinem Exemplar.

Zu verbessern:

S. 3 Lin. 23 statt Wahrheit lies: Mehrheit
— 8 — 22 st. Moetsch l. Montsch
— 11 — 7 u. 19 st. Marignom l. Marignan
— 14 — 4 st. Dogen l. Doge
— 22 — 1 st. konnten l. konnte
— — — 21 st. Unbefangenheit l. Befangenheit
— 41 — 21 st. Bulliger l. Bullinger

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kirchhofer, Melchior,

Wernher Steiner, Bürger von Zug und Zürich eine Einladung zur Jubelfeyer der schweizerischen Reformation

Winterthur 1818

Biogr. 1114 y
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10067130-5